Der Arzt auf Java.

Roman

von

Alexander Dumas sen.

Deutsch von L. v. Alvensleben.

II. Band.

Brünn, 1861.

Verlag von Fr. Karafiat.

Der Arzt auf Java.

Roman

von

Alexander Dumas sen.

Deutsch von L. v. Alvensleben.

II. Band.

Brünn, 1861.

Verlag von Fr. Karafiat.

Druck von Georg Gastl in Brünn.

S. 1-16. folgen nach S. 24

„Einen Augenblick," sagte er, indem er vortrat. „Ich habe ein großes Unrecht begangen, indem ich diesem Manne Gold gab, welches dazu dienen sollte, eine schmachvolle Leidenschaft zu befriedigen, und ich kann nicht auch noch eine zweite ermuthigen. Dieses Gold gehört mir, Beduis, und ich behalte es."

Der Bettler richtete auf den jungen Holländer einen Blick, der zugleich eine Bitte und einen Vorwurf enthielt; dann wendete er sich zu dem Javanesen und sagte:

„Ich bitte Euch, laßt Euch an dem hier genügen; hätte ich mehr, so würde ich es Euch geben."

„Ha, ha, ha! Er ist wirklich unterhaltend, dieser alte Liebhaber der gelben Blumen des Herrn Thsermaï!" sagte der Notar. „Nun, laßt ihn immerhin eine derselben pflücken."

„Nein," erwiederte der Javanese. „Alles was ich für ihn thun kann, ist, daß ich ihm gegen dieses Gold seine Freiheit gebe."

„Meine Freiheit!" rief der Bettler," die habe ich mir genommen, Tuan Thsermaï; seitdem dein Stellvertreter mir den Boden geraubt hat, der der meinige war, seitdem er meine Hütte verbrannte, und mir nahm, was mir noch kostbarer war, meine Tochter, die gelbe Lilie des Lebak, habe ich das Band zerrissen, das mich an

meinen Herrn fesselte. Die Freiheit, die Du mir verkaufen willst, habe ich mir selbst genommen und gegenwärtig habe ich keinen andern Herrn, als die Tiger und die schwarzen Panther des Waldes von Tjivadal."

„Argalenka!" rief der Javanese, dessen Gesicht leichenblaß geworden war. „Du bist Argalenka, der Vater Arroa's! Ha! jetzt begreife ich, weshalb Du unter meinen Bedajas wählen wolltest."

Argalenka ging, ohne diese Antwort abzuwarten.

„Nehmt doch das Gold mit Euch!" rief Eusebius ihm nach.

„Was kümmert mich dieses Gold, das mir nutzlos ist, mein Kind freizukaufen?" sagte der Bettler, indem er mit den Aeußerungen der Verzweiflung in der Dunkelheit verschwand.

Indem Eusebius erfuhr, daß es die Tochter war, welche dieser Mensch dem Serail Thsermaïs entreißen wollte, stand er wie vernichtet da. Die Tischgenossen hatten sich wieder gesetzt und das Gold, welches Argalenka in seiner Redlichkeit für seinen Wohlthäter bestimmt hatte, lag vor Eusebius. Dieser aber stieß es heftig dem Javanesen zu.

„Nehmen Sie dieses Gold," sagte er zu

Thsermaï, „und geben Sie dem armen Teufel seine Tochter zurück.“

„Vortrefflich!“ sagte der Notar, der seit einigen Minuten sehr übler Laune zu sein schien, „jetzt werden wir auch noch sentimental. Der Teufel hole den Beduis, das Spiel und diese ganze Wirthschaft!“

„Herr van der Beck,“ sagte Thsermaï, indem er dem jungen Holländer antwortete, „Sie werden mir, wie ich hoffe, einen Besuch in meiner Residenz Kendand abstatten. Sie sollen Arroa sehen und darüber entscheiden, ob man auf sie verzichten kann, wenn man sie besitzt.“

„Aber was soll denn mit Alledem hier werden?“ sagte der Chinese. „Herr van der Beek nimmt das, was ihm gehört, aber den Antheil des Beduis scheint mir, könnten wir unter uns theilen.“

„Pfui!“ rief der Notar. „Die Chinesen könnten doch den Juden noch Etwas vorgeben. Ich will Ihnen zeigen, was man damit zu machen hat, und wie man sich durch dieses schmutzige Metall unterhalten kann, Herr Ti-Kaï.“

Dabei nahm Herr Maes zwei Hände voll Goldstücke aus dem Sacke und schleuderte sie auf den Platz. Die, welche denselben erfüllten, hatten kaum die Handlung des Notars bemerkt, als sie herbeieilten, die Laternen herabrissen,

Kerzen anzündeten, Strohbüschel anbrannten, und sich auf das in dem Staube umherliegende Gold stürzten.

Bei dem Tumult, der hieraus entstand, eilte Alles herbei, was bei Mynheer Cornelis auf den Beinen war.

Nur die Opiumraucher allein, welche in ihre Entzückungen versunken waren, verließen ihre Hütten nicht und fehlten demnach bei dem Feste, welches Herr Maes für die Besucher des Ortes improvisirt hatte.

Die Spieler verließen ihre Tische, die Musiker ihre Instrumente, selbst die Ranguns eilten in ihrer Tänzertracht herbei.

Herr Maes füllte zum zweiten Male seine beiden großen Hände mit Goldstücken, die er den erstern nachschickte; nun war es nicht blos noch ein Gewirr, sondern es wurde ein Kampf, bei dem es nach allen Seiten Hiebe regnete, wo Jeder nach seinem Alter, seinem Geschlecht oder nach seiner Kraft sich seine Fäuste, seine Füße, seine Nägel oder seine Zähne zur Waffe machte. Der Boden war mit zerfetzten Sacongs, mit Stücken von Gold- und Silberstoffen, mit Blumen, den Köpfen der Tänzerinnen entrissen, bedeckt, und färbte sich bald auch mit Blut.

Je gellender und schneidender das Geschrei in diesem höllischen Wirbel wurde, um desto

größeres Wohlgefallen fand Herr Maes daran. Er warf wie rasend die Goldstücke aus und vorzugsweise an die Orte, wo die Menge am dichtesten gedrängt und am wildesten war, und wir müssen gestehen, daß der würdige Notar sich außerordentlich an diesem abscheulichen Schauspiel ergötzte und jeden Fluch, der außerhalb des Pavillons ertönte, mit einem lauten Gelächter oder einer anderen Aeußerung begleitete. Er wendete sich, um einen neuen Vorrath seiner sonderbaren Wurfgeschosse zu ergreifen, doch zu seiner großen Ueberraschung bemerkte er, daß er den Vorrath vollkommen erschöpft hatte, und zwar nicht nur das, was der Beduis verachtete, sondern auch Eusebius Antheil.

„Meiner Treu," sagte er, „es bleibt nichts mehr; das ist schade. Ich glaube, ich habe ein wenig von ihrem Brode gegessen, Herr van der Beek, allein Sie werden mir deshalb nicht zürnen. Ich glaube, der beste Gebrauch, den Sie von diesem Gelde machen konnten, war, diese armen Teufel damit zu ergötzen."

„Sie nennen das ergötzen!" sagte mit Bitterkeit Ti-Kaï, welcher es schmerzlich beklagte, daß die Rücksicht für seine Würde ihn verhindert hatte, Antheil an einem Kampf zu nehmen, dessen Glücksfälle er wahrhaft beneidete.

„Ganz gewiß," sagte der Notar. „Sehen

Sie mich an; ich habe so sehr gelacht, daß ich wie in Schweiß gebadet bin. Ei, da ist noch ein Stück!" fuhr er fort, indem er einen Doppeldeut ergriff, der zwischen zwei Schüsseln versteckt lag.

Der Notar wollte dieses Geldstück zu einem neuen Gegenstande des Kampfes zwischen den Gästen des Mynheer Cornelis machen, als Eusebius seinen Arm zurückhielt.

„Verzeihung," sagte er; „lassen Sie mir dies. Ich möchte es behalten, um zu sehen, ob das, was mir Buddha geschickt hatte, Glück bringen wird."

„Wissen Sie wohl," sagte der Chinese Ti-Kaï, „daß es mir scheint, als wäre das Wenigste, was die Ranguns zum Dank für das, was Sie für sie thaten, wäre, daß sie zu uns kämen, um vor uns zu tanzen."

Herr Maes klatschte diesem Gedanken mit allen Kräften Beifall und bald darauf traten die armen Mädchen, die, so gut es gehen wollte, ihre in dem Kampfe zerrissenen Kleider wieder in Stand gesetzt hatten, in den Pavillon und nahmen auf der Erhöhung im Hintergrunde desselben Platz. Mit ihnen war auch Harruch in das Festgemach getreten und hatte sich zu der Musik gesetzt.

Während Herr Maes sich an dem Kampfe unterhielt, hatte Eusebius bei Tuan Thermaï

seine Bitten verdoppelt, um von demselben zu erlangen, daß er Argalenka seine Tochter zurückgebe, und Tuan Thsermaï hatte, ohne irgend Etwas zu versprechen, mit solcher Artigkeit geantwortet, daß die Aussicht, eine gute Handlung zu vollbringen, den jungen Holländer heiterer machte, als er es während des ganzen Abends gewesen war, und obgleich die Unterhaltung, die stattfinden sollte, nicht sehr nach seinem Geschmack war, sprach er doch nicht mehr davon, sich zu entfernen.

Die Tänzerinnen hatten sich im Kreise rings um das kleine Theater gesetzt und warteten auf das Signal zum Beginn ihrer Pantomimen.

Eusebius blickte zerstreut über die funkelnde Linie der Tänzerinnen hin und seine Augen hefteten sich endlich auf ein junges Mädchen, dessen weiße und rosige Gesichtsfarbe und goldblonde Haare auffallend gegen die Kupferfarbe ihrer Gefährtinnen abstach und seine ganze Aufmerksamkeit erweckte.

Es schien ihm, als sei dies weibliche Gesicht ihm nicht unbekannt, und er suchte sich zu erinnern, wo er das Mädchen schon gesehen haben könnte, als Thsermaï aufstand und Harruch zu sich rief.

II.

Die weiße Rangun.

„Trinken Sie, Ti-Kaï," sagte Herr Maes zu seinem Nachbar, dem Chinesen; „ob es Wein ist oder Tsion, das Resultat bleibt stets gut. Herr Thsermaï, hat sich Ihr Herz bei den Vorwürfen Ihres Innern geöffnet und haben Sie geschworen, die Gesetze Ihres heiligen Propheten nicht mehr zu übertreten? Ich finde, daß Sie heute Abend von einer übermäßigen und gefährlichen Nüchternheit sind. Der Divan, auf welchem Sie und der arme Herr van der Beek sitzen, gleicht einer jener Eisbänke, gekrönt mit Schneemännern, wie man sie in dem Polarmeere sieht. Ich glaube, Gott verdamme mich, daß Sie Dem, den ich Sie aufzuheitern gebeten hatte, so daß er Ihrer lustigen Trunkenheit gleich käme, statt des Vergnügens Ihre Zurückhaltung mitgetheilt haben."

„Beschäftigen Sie sich nicht mit uns, Herr Maes," erwiederte Eusebius; „Sie werden sogleich genug zu thun haben, um über Ihre eigenen Handlungen zu wachen."

„Zum Teufel, das will ich durchaus nicht; ich will sie fliegen lassen, wie verlorne Vögel in einem Sturme; das Unerwartete und das Phantastische macht mein Entzücken aus."

I.

Argalenka.

Dieser Pavillon war ein Boudoir mit der elegantesten Einrichtung; er war in verschiedene kleine Salons durch Wände von Flechtwerk aus Bambusstäben getheilt und dieses zeigte mannigfaltige Muster, welche mit Scheiben von verschiedenfarbigem Glase abwechselten. Rings an den Wänden standen große Divans. Die Räume waren mit Papierlaternen erleuchtet und die Wände mit eigenthümlichen und phantastischen Zeichnungen bedeckt. In dem Hintergrunde der größten der Abtheilungen erhob sich eine Art von Estrade, welche als Theater für dieRanguns diente, wenn die reichen Gäste des Mynheer Cornelis ihre Mahlzeiten durch dieses eigenthümliche Schauspiel würzen wollten.

Die Tafel war besetzt mit landesüblichen und europäischen Gerichten. Suppe von indianischen Vogelnestern; Seeblasen mit rother Sauce; Haifischfloßsuppen; in schmale Streifen geschnittene Fleischpastetchen von gebrüteten Eiern und daneben prachtvolle Braten nach holländischer Art bereitet; die schönsten und saftigsten Fische unter den 138 Arten, welche die Meere der Insel liefern, ungerechnet noch das Wild aller Art, welches in ihren Wäldern reichlich vorhanden ist.

Ungeachtet der glänzenden Anordnung der Mahlzeit, ungeachtet der Masse von Flaschen, die sich gleich Kirchthürmen aus der Mitte der Lebensmittel hervorhoben, blieben die Gäste schweigsam und kalt, mit alleiniger Ausnahme des Herrn Maes.

Der Chinese aß, der Javanese beobachtete Eusebius, zu dem er sich aber nicht durch eine lebhafte Sympathie hingezogen fühlte, und den er mit wildem Blicke betrachtete, seitdem er den Streit mit ihm gehabt hatte. Eusebius dachte über die Eigenthümlichkeit der Ereignisse dieses Abends nach, der ihn mit einem Manne in Berührung brachte, welcher den fürchterlichen Doctor Basilius, dessen Erinnerung ihn noch immer erstarren machte, gekannt zu haben schien.

„Großer Gott, meine Freunde," sagte der Notar, „wir scheinen weit eher bei einem Leichen=

mahle zu sein, als bei einem Freudenfeste." Dann Eusebius anblickend, fuhr er fort: „in der That wird unser Abendessen wohl etwas Leichenmäßiges haben, weil dabei von einem Testamente die Rede sein soll."

Indem er diese Worte sprach, leuchtete auf seinem Gesicht eine Erinnerung, bei welcher aus seinem Munde ein so lautes Gelächter erschallte, daß davon die von der Decke herabhängenden Laternen erzitterten.

„Ich hoffe, mein lieber Herr Maes," entgegnete Eusebius, „daß Sie diesen Scherz nicht fortzusetzen beabsichtigen. Meine Angelegenheiten interessiren diese Herren nicht, und mir dieselben in deren Gegenwart mittheilen, hieße, wie ich glaube, schlecht Ihren Zweck erreichen, der darin bestehen muß, Ihnen einen angenehmen Abend zu verschaffen."

„Hören Sie mich nur an, mein lieber Herr van der Beek," erwiederte der Notar. „Es gibt Geschäfte und Geschäfte; was mich betrifft, so halte ich es für gewiß, daß man sich von denen, um die es sich hier handelt, nicht besser unterhalten kann, als in Gesellschaft heiterer Gäste; ein Glas mit gutem französischen Wein in der Hand und mit der Aussicht auf die runden und braunen Schultern der Ranguns, Schultern, die eben so

spiegelblank sind, wie die Metallleibchen, aus denen sie hervortreten."

„Ueberdies, mein Herr van der Beek," bemerkte der Chinese Ti-Kaï, indem er auf einen Augenblick das Spiel mit den kleinen Elfenbeinstäben unterbrach, mit denen er den Pilau, — ein Gericht von geröstetem Kalbfleisch, — umgab, zu dem Munde führte, „überdies hat der Saheb Maes uns in Beziehung auf dieses Testament nicht viel Neues mitzutheilen."

„Wie das?" fragte Eusebius.

„Ei allerdings," sagte Herr Maes, „hat sich bereits die ganze Colonie auf Kosten dieser letztwilligen Verfügungen des sehr ehrenwerthen Doctor Basilius lustig gemacht."

„Die ganze Colonie!" wiederholte Eusebius. „Was wollen Sie damit sagen? Und wie kommt es, Herr Maes, daß das, was in Ihrem Arbeitscabinet vorgeht, so die Müßiggänger und Tagediebe von Weltevrede beschäftigen kann?"

„O, sprechen Sie nicht von meinem Arbeitscabinet, um des Himmels Willen!" sagte Hr. Maes, indem er das Glas, welches er eben zu den Lippen führen wollte, auf den Tisch niedersetzte. — „Sehen Sie, Sie rauben mir den Durst und ersticken in meiner Kehle das lustige Liedchen, das eben daraus hervorbrechen wollte, wie der Champagner aus dieser Flasche."

„Nun gut, es sei diesen Abend nicht mehr die Rede davon. Morgen werde ich zu Ihnen kommen, um die mir nothwendigen Erläuterungen zu erfahren, und zwar zu der Stunde, wo ich überzeugt sein darf, dort einen Mann zu finden.“

„Und was bin ich denn zu dieser Stunde, mein lieber Herr Kaufmann?“ fragte Herr Maes.

„Wollen Sie, daß ich Ihnen aufrichtig antworten soll, mein theurer Rechtsmann?“

„Lustigkeit und Aufrichtigkeit sind Gevatterinnen, mein junger Freund, und ich schwöre Ihnen, daß Sie mich verpflichten werden, indem Sie mir Ihre Gedanken nicht verhehlen.“

„Nun wohl, ohne der Zukunft nahe treten zu wollen, machen Sie auf mich die Wirkung, als hätten Sie bereits Ihre beiden Füße in die Haut eines Trunkenboldes gesteckt.“

„Zu trinken ohne Durst und zu jeder Zeit zu lieben,“ sagte salbungsvoll der Notar, „das sind die einzigen Dinge, welche den Menschen von dem Thiere unterscheiden. Ein Franzose war es, der diesen Ausspruch fällte, und er hieß, wie ich glaube, Beaumarchais. — Wenn ich daran denke, fühle ich mich stolz, eine Frau dieser Nation geheirathet zu haben. — Nun, das ist schön,“ fuhr Herr Maes fort, indem er sein Glas gegen die Wand warf, daß es in tausend Stücke zerbrach, „da spreche ich jetzt sogar von

Madame Maes; das ist Ihre Schuld, Herr van der Beek, Sie haben mich dahin gebracht."

„Ich würde darüber entzückt sein, wenn Sie durch diese Rohheit wieder zur Vernunft zurückkehren könnten; ich weiß wohl, daß das der längste Weg ist, aber ein anderes französisches Sprichwort sagt: „alle Wege führen nach Rom."

„Zur Vernunft?" rief Herr Maes." Ei zum Teufel, was kann denn die Vernunft mit einem Weibe gemein haben? Herr van der Beek, sprechen Sie nicht mehr von meiner Frau, oder ich räche mich, indem ich sage, daß die Ihrige nicht glücklich ist."

„Jedenfalls, Herr Maes, hoffe ich, daß Madame van der Beek Sie nicht zum Vertrauten angenommen hat."

„Darin täuschen Sie sich, mein junger Freund."

„Und sie sagte Ihnen, daß sie unglücklich ist? Sie setzen mich in Verwunderung! Was hätte sie mir vorzuwerfen, ausgenommen, daß ich ein einziges Mal Ihren dringenden Bitten nachgab, indem ich Ihnen an diesen Ort folgte!"

„Es wäre für Ihre Frau wünschenswerth, daß Sie öfter hierher kämen."

„Ich gestehe Ihnen, daß ich Sie nicht begreife."

„Worin besteht denn Ihrer Meinung nach das Glück einer Frau?“ fragte der Notar.

„Ei,“ erwiederte van der Beek, „in der Liebe und der Treue ihres Mannes.“

Bei dieser Antwort stieß der Notar ein noch fürchterlicheres Lachen aus, als das, mit welchem er die Sitzung eröffnet hatte. Er wand sich förmlich auf seinem Stuhle, der unter ihm krachte.

„Ein schöner Scherz!“ rief er aus. „Wissen Sie wohl, mein lieber Herr van der Beek, daß, wenn das Glück wirklich darin bestände, die Vorsehung wenigstens neun Zehntel aller Individuen des weiblichen Menschengeschlechtes enterbt hätte? Fragen Sie nur den Saheb Ti-Kaï, welcher drei Frauen hat, und fragen Sie den Prinzen Thsermaï, der 25 hat, ob sie zu dem Glücke der ihrigen das geringste Vertrauen auf Ihr Recept setzen. Die Treue erliegt klimatischen Einflüßen, denen das Glück unmöglich unterworfen werden konnte. Ich, der ich es in der Ruhe, in der Zufriedenheit des Geistes und des Herzens sehe, und der ich aus Erfahrung weiß, wie ansteckend diese Ruhe und die Zufriedenheit sind, ich sage: seien Sie heiter, seien Sie glücklich und Ihre Frau wird auch heiter und glücklich sein, und die, von Denen Sie sich umgeben sehen, werden das Lächeln auf den Lippen haben. Aber wie soll man ein heiteres Herz einem traurigen und

mürrischen Gesichte gegenüber bewahren? Hören Sie, Herr van der Beek, versuchen Sie es nur acht Tage lang und Sie sollen sehen, ob das Gesicht Ihrer theuren Esther nicht sogleich die Wirkung davon zeigt."

„Ei, Sie sind von Sinnen; Esther würde vor Kummer sterben, wenn sie mich Ihr Leben führen sähe."

„Bah! Sind Sie denn etwa gewiß, Esther Ihr ganzes Leben nicht nur die Treue der Sinne, die nichts bedeutet, sondern auch die Treue des Herzens, zu bewahren, in der Alles liegt?"

„Herr Maes," entgegnete Eusebius, „ich hoffe, Sie werden ein Gespräch beendigen, das ich unter den Umständen, in denen wir uns befinden, mindestens unpassend erachte, wenn ich Ihnen sage, daß meine Lippen keine anderen berühren werden, als die, welche mir im Angesicht Gottes ja gesagt haben."

„Mein Herr," bemerkte der javanesische Prinz, indem er Eusebius unterbrach, „es gibt in unserm Lande ein Sprüchwort, welches sagt: bürge für die Keuschheit der Elephanten, doch sprich nie von der der Männer."

Indem Eusebius die Unterhaltung eine Wendung nehmen sah, welche seinen fortwährenden Gedanken entsprach, fühlte er sich sehr ergriffen und wurde leichenblaß.

„Wollte es wirklich in diesem heißen Klima mein böses Geschick,“ fuhr er fort, „daß meine Sinne schwächer würden, wie mein Wille, so würde doch mein Herz keinen Theil an dem nehmen, was ich als ein Verbrechen betrachte, das schwöre ich.“

„Willst Du Dein Herz retten, so wahre Deine Augen!“ sagte der Chinese mit belehrendem Tone.

„Bei Gott, ich fühle mich glücklich, Sie in dieser Gemüthsstimmung zu erblicken, lieber Herr van der Beek,“ rief der Notar. „Dadurch fühle ich mich ganz behaglich und ungeachtet des Widerstrebens, welches Ihre Frau gegen mich geäußert hatte, zögere ich nicht mehr, Sie mit den Bedingungen bekannt zu machen, welche der Doctor Basilius auf seine Freigebigkeit gesetzt hat.“

„Die Hölle verschlinge den Doctor Basilius!“ rief der Javanese. „Stören Sie Herrn van der Beek nicht mehr, Herr Notar! und verschieben Sie auf morgen die Mittheilung der Albernheiten dieses alten Narren. — Sehen Sie, seit einigen Augenblicken wurde sein Gesicht glänzend, wie der Himmel, bei dem Anbruch des Tages und mit Ihren Worten zeigten sich die Wolken wieder.“

„Essen wir,“ sagte der Chinese.

„Trinken wir,“ antwortete der Notar als Echo. „Nun wohl, es sei; auf morgen die Ge-

schäfte, aber unter der Bedingung, daß Herr van der Beek mit mir ein Glas dieses französischen Weines leert."

Eusebius, der an diese Art von Orgien nicht gewöhnt war, begann schon sehr aufgeregt zu werden. Er hatte erst zwei oder drei Mal seinen Becher geleert und dennoch hatte er sich während des vorhergehenden Gespräches so ereifert, daß das Blut ihm mit Gewalt zum Kopf strömte und eine Art von Betäubung hervorrief.

Der javanesische Prinz hatte zwar kaum getrunken und es konnte deshalb dadurch nicht eine Veränderung seiner Gesinnungen herbeigeführt worden sein, allein er schien seinen Zwist mit dem Holländer vergessen zu haben und gegen denselben nur die freundschaftlichsten Gesinnungen zu hegen.

„Gießen Sie den Wein weg, Herr van der Beek!" rief er diesem zu. „Er treibt den Magen auf und beschwert das Herz. Nehmen Sie," fügte er hinzu, indem er von einem der Diener sich eine Pfeife von kunstvoll geschnitztem Jaspis geben ließ; „kosten Sie das. Hat Gott das Glück irgendwo verborgen, wo die Hand des Menschen es erreichen kann, so geschah es gewiß in dem Saft des weißen Mohns. Kosten Sie ihn und auf den Wolken seines wohlriechenden Duftes wird Ihre

Seele zu dem blauen Himmelsdome emporsteigen, der mit den schönsten Bedajas bevölkert ist."

Eusebius hatte bei Harruch die Wirkungen des Opiums gesehen. Sie flößten ihm den heftigsten Ekel ein und dennoch wagte er es nicht, das Anerbieten zurückzuweisen, welches der Javanese ihm mit so vieler Artigkeit machte; er ergriff die Pfeife und führte sie zu seinen Lippen.

In diesem Augenblicke entstand draußen ein so gewaltiger Lärm von Gongs nnd anderen Instrumenten, daß der eine Gast zur Thüre eilte, um zu sehen, was in der Anstalt des Mynheer Cornelis vorging.

Sie erblickten eine dicht gedrängte Menge, welche einen Menschen umgab, der auf einer Art von Rohrsitz hing, welche einige Javanesen auf ihren Schultern trugen, indem sie gleich dem ganzen Gefolge rasendes Triumphgeschrei ausstießen.

„Was bedeutet das?" fragte Herr Maes einen Chinesen, der an der Thür vorüberging, den Kopf schmerzlich auf die Brust gesenkt, und unter dem Arme all' das Geräth tragend, welches den Bankhaltern zu ihrem Geschäfte diente.

„Was das bedeutet, Saheb?" entgegnete der Chinese mit mürrischem Tone; „es ist ein goldgefülltes Schwein, ein Hund von Buddha, der Alles mit sich hinwegnimmt, was ich so mühsam

während des Jahres sammelte, seitdem ich das Geschäft betreibe; meine indischen Piaster, meine holländischen Gulden, hat er alle, alle! Er läßt mir nicht einen Kupferdeut. Die Hand Siva's laste auf Dem, der mich beraubt hat!"

„Zum Glück für Dich, Freund," sagte der Notar, „ist Siva taub geblieben bei den Verwünschungen der Spieler, sonst wärest Du schon längst gehängt."

Der Chinese entfernte sich brummend.

„Da kommen die Gewinnenden hierher," sagte der Javanese. „Diese Schelme sind so glücklich, den Bankhalter seinerseits ausgeplündert zu sehen, daß man bei ihrer Freude meinen sollte, sie hätten Alle etwas von seinem Gold in ihren Taschen."

In der That hatte sich auf ein Zeichen des Spielers, den man im Triumph einhertrug, der Zug gegen den Pavillon gewendet, in welchem die Genossen des Herrn Maes ihr Abendessen verzehrten.

Eusebius sah ihn staunend an, denn in dem Menschen, der auf dem improvisirten Palankin saß, erkannte er den Bettler, dem er einige Stunden zuvor ein Almosen gereicht hatte.

Der Spieler schien seinerseits Eusebius zu suchen, denn sobald er ihn erblickte, sprang er von seiner Tragbahre herab und eilte auf ihn

zu, indem er seinen Sack mit Gold unter dem Arme hielt.

„Saheb," sagte er, indem er ohne alle Umstände in den Festsaal trat, in welchem seine Lumpen auf eigenthümliche Weise gegen den Luxus der Einrichtung abstachen, „Dein Almosen hat mir Glück gebracht; ich habe Gold!"

Indem er diese Worte sprach, leerte er auf dem Tische zwischen den Schüsseln, Flaschen und Gläsern seinen Sack aus, der einige zwanzig Tausend Gulden in allen möglichen Münzsorten enthielt; daraus machte er zwei Haufen, die der Chinese und der Javanese nicht ohne eine habsüchtige Neugier betrachteten, welche aber die beiden Holländer mit der größten Gleichgültigkeit ansahen.

„Hier ist Dein Theil und hier der meinige," sagte der Spieler, „wähle den, der Dir gefällt."

„Wir Christen," erwiederte der junge Holländer, „ertheilen das Almosen, ohne daß wir erwarten, auf Erden davon die Interessen zu empfangen; dort oben wird uns der Lohn dafür ausbezahlt."

„Buddha hat den Menschen die Erde nicht gegeben, daß sie dieselbe verachten sollen," entgegnete der Spieler. „Er ist reich und mächtig genug, um Denen, die er liebt, hier unten und dort oben Freuden zu verleihen."

„Beharre nicht bei Deinem Willen," sagte Eusebius ernst. „Wäre hier tausendmal so viel Gold, als ich auf diesem Tische sehe und wäre ich auch arm und entblößt, wie Du es zu sein scheinst, so möchte ich doch nichts von dem haben, was aus solcher Quelle geschöpft wurde!"

Der Mensch senkte den Kopf und sagte: „Junger Mann, beeile Dich nicht so sehr, die zu verurtheilen, deren Herz Du nicht ergründet hast; warte, bevor Du über mich richtest. Willst Du aber dieses Gold nicht, so gib es den Armen, denn Du bist Der, welchen Buddha mir in meinem Traume bezeichnete und in diesem Traume sagte er mir, daß ich den Theil dessen absondern sollte, der in meine Hände das Goldstück legen würde, welchem ich das Gold zu verdanken hätte, das ich von ihm erflehte."

„Buddha?" rief Thsermaï, indem er vortrat, während Herr Maes Eusebius bei Seite zog, um ihm mitzutheilen, wie die Javanesen mit unbedingtem Glauben auf ihre Träume bauen, und ihm versicherte, daß es nutzlos sei, gegen den Willen des zerlumpten Spielers zu kämpfen.

„Buddha!" sagte der javanesische Prinz, „ich staune, daß Du nicht drei Theile gemacht hast, statt der zwei, die ich auf diesem Tische sehe."

„Weshalb drei Theile?"

„Weil mir, Deinem Herrn und Meister,

einer gebührt. Hast Du denn vergessen, Du Sohn eines Hundes, daß ich der Rapati der Provinz Bontana bin?"

„Ich hatte es nicht vergessen, Tuan Thsermaï, denn so wahr das Auge Buddha's die Welt beleuchtet, sollte nicht ein Theil dieses Goldes, sondern das Ganze, Dir bestimmt sein. Um Deinen Schatz damit zu bereichern, habe ich Buddha während so langer Nächte angefleht, um es zu Deinen Füßen niederzulegen nahm ich das Almosen einer weißen Frau an, und streckte ich dann die Hand gegen diesen jungen Herrn aus, trat ich endlich in diesen Ort ein, der in meinen Augen unsauberer ist, als die Sümpfe von Kawany."

„Und was glaubtest Du, daß ich Dir zum Austausch für dies Gold geben sollte?"

„Die Freiheit einer der Bedajas, welche Deinen Palast bevölkern."

„Wahrlich, habt Ihr so Etwas schon gehört, Ihr Herren?" sagte der Javanese zu seinen Genossen, „indem er den Namen Buddhas und die Reinheit seiner Seele anruft, hat dieser weißbärtige Heide die Augen auf eine der Houris geworfen, welche mein Paradies bewohnen."

Der Bettler verneigte sich, ohne weiter Etwas zu sagen, während der javanesische Fürst einen gierigen Blick auf den Goldhaufen richtete, in

welchem Gold- und Silberstücke funkelten. „Aber die Letzte meiner Bedajas ist mehr werth, als hier Gold liegt, alter Narr," sagte er dann.

„Und gleichwohl ist es nicht die mindest Junge und die mindest Schöne, die ich fortzuführen gedachte."

„Gut gesprochen, mein Alter!" rief der Notar. „Ich liebe die Aufrichtigkeit, und wenn nicht mehr erforderlich ist, als einige zwanzig Gulden, damit der Prinz Thsermaï befriedigt werde, lege ich sie aus meiner Tasche zu, vorausgesetzt, daß man mir gestatte, der Sitzung beizuwohnen, in welcher Du Deine Bedaja wählst."

„Wenn Du wenigstens von Deinem Spielgewinn nicht den Theil abgezogen hättest, den Du diesem fremden Herrn gabst, fügte Thsermaï hinzu.

„Buddha hat gesagt: Du sollst nie über das verfügen, was Dir nicht angehört."

„Was sprichst Du da?" sagte der Chinese mit leiser Stimme. Dies Gold ist dem Gesetz verfallen, da dieser junge Thor es nicht nehmen wollte."

Eusebius betrachtete diesen ganzen Auftritt mit einer leicht zu begreifenden Neugier. Er begriff nichts von der Uneigennützigkeit dieses Menschen, den er zugleich von den gröbsten Neigungen ergriffen sah.

„Sie haben recht, weiser Mandarin,“ rief Ti-Kaï, „nichts ist lustiger, als Wasserfälle, nur möchte ich wissen, weshalb die meines Gartens im Campong nicht Fluthen von Tsion statt ungesunden Wassers herabgießen? Der Tsion wurde uns durch die Götter gegeben, um uns auf Flammenflügeln zu den Himmeln emporzutragen, in denen sie thronen.“

„Ja, bis wir in den Koth niederfallen,“ sagte der Notar. „Ei was, es ist aber schon der Mühe werth, das Schlafzimmer der Herren Engel gesehen zu haben, wäre es auch nur auf eine Minute gewesen. Würdige Bildsäule der Weisheit, die den Vorsitz bei unseren Thorheiten führt,“ fuhr Herr Maes zu Eusebius gewendet fort, „werden Sie ein Glas dieses Constantiaweines zurückweisen, den ich Ihnen auf die Ewigkeit Ihrer Liebe für die reizende Frau, welche der Gegenstand derselben ist, zu trinken vorschlage?“

„Das beste Mittel, diese Ewigkeit meiner Liebe nicht in Gefahr zu bringen, ist, Ihren Toast zurückzuweisen, Herr Maes, und das muß ich auch in der That thun, wenn auch zu meinem großen Bedauern.“

„Beim Teufel, dieser Mensch ist von Marmor und ich beruhige mich in der That immer mehr und mehr über die Folgen des Testaments. Aber“ rief der Notar, „der Wein ist eingegossen und

muß ausgetrunken werden. Ti-Kaï, Sie sind es, dem ich diese Sorge übertrage."

Der Chinese weigerte sich dessen; gleich allen seinen Landsleuten verachtete er das Erzeugniß des europäischen Weinstockes und zog seinen Kornbranntwein vor.

„Das hier ist besser!" sagte er, indem er sein mit Tsion gefülltes Glas zeigte.

„Elender, ist eine solche Ketzerei wohl erlaubt? Wisse, daß Deine erbärmlichen Götter nie dergleichen in ihre dicken Bäuche goßen. Sie aber, Herr van der Beek, sind die Veranlassung, daß meine Ohren eine solche Lästerung vernehmen mußten. Aber, beim Teufel, wenn ich Ihr Hirn nicht berausche, so werde ich dennoch ihre Augen berauschen! — Auf, Ihr Ranguns, tanzt, und zwar auf solche Weise, daß Ihr diesen Menschen hier zu Euren Füßen bringt, bittend, weinend, stammelnd, wie das Kind, den nach einem Spielwerk gelüstet."

Man wird erkennen, daß das Abendessen, welches Herr Maes Eusebius und den beiden Asiaten bot, plötzlich einen Charakter gewonnen hatte, welcher im Einklang mit den Sitten des Ortes stand, an dem man sich befand.

Der Amphitryon war es, der sich anstrengte, ihm diese Färbung zu verleihen.

Das Schauspiel, welches er sich mit dem

Golde des Beduis Argalenka verschafft hatte, erhitzte ihn auf eine wunderbare Weise; um sich abzukühlen, hatte er nichts Besseres zu finden gewußt, als eine Flasche Champagner in einen gewaltigen javanesischen Kelch zu gießen und mit Einem Zuge auszutrinken. Aber das Resultat war durchaus nicht so, wie er es wünschte, denn kaum hatte er das Getränk hineingegossen, als sein Gesicht sich purpurroth färbte und seine Gesprächigkeit in dem Grade zunahm, in welchem das Blut, durch den Wein gepeitscht, durch seine Adern schoß.

Während auf seinen Befehl die Tänzerinnen ihren ersten Pas ausführten, begleitete sie Herr Maes mit den Musikern, indem er ein holländisches bacchantisches Lied sang, zu welchem ohne Zweifel irgend ein Dichter durch den traurigen und schweren Dunst des Bieres begeistert wurde, und dessen klagender und monotoner Rhytmus eben so sehr mit der Physiognomie des Herrn Maes contrastirte, wie mit dem leichten lebhaften Tacte der Instrumente des Orchesters.

Um den Tact zu schlagen, setzte Herr Maes das lange geflochtene Haar in Bewegung, welches auf dem Rücken des Chinesen herabhing, und das Schwanken, welches er dadurch dem großen Strohhut mittheilte, der den Kopf Ti-Kaï's bedeckte, erweckte seine ganze Lustigkeit.

Ti-Kaï wackelte bei jedem neuen Stoße hin und her und drohte unter den Tisch zu fallen, aber sein Lieblingsgetränk hatte bei ihm so gut gewirkt, daß er nicht zu bemerken schien, was mit ihm vorging. Sein Gesicht hatte den Ausdruck vollständiger Verdummung angenommen, und nur seine Augen bewahrten etwas von ihrer Feinheit und ihrer Arglist.

Wie wir aus den Vorwürfen erkennen konnten, welche wir den Notar soeben aussprechen hörten, hatten Eusebius van der Beek und der Javanese Thsermaï allein ihre Vernunft bewahrt. Beide enthielten sich fortwährend des Trinkens, obgleich dies keineswegs in den Gewohnheiten des javanesischen Fürsten lag, der sich gleich Allen seines Stammes und seines Ranges den zügellosesten Ausschweifungen hingab. Diesmal aber hatte er, auffallend genug, ungeachtet der Ermahnungen des Notars, das Glas kaum mit den Lippen berührt und sogar mehrmals die Opiumpfeife zurückgewiesen, welche seine Diener ihm boten; nahm er sie aber aus ihren Händen, so geschah es, um sie dem jungen Holländer zu reichen, indem er denselben aufforderte, den Versuch zu erneuern, den er zuvor schon über die Vorzüge dieses Narcoticums angestellt hätte.

Eusebius, den die Ankunft des Beduis Argalenka beschäftigte, verspürte keine von den ge-

wöhnlichen Wirkungen des Opiums, aber das Schauspiel, welches er vor Augen hatte und der Anblick der Trunkenheit Harruch's, erregten seinen Widerwillen; er wies das Anerbieten zurück; zwar artig, jedoch mit solcher Festigkeit, daß sein neuer Bekannter seine Bitten nicht wiederholen konnte.

Ungeachtet dessen, was Herr Maes erwartete, ließen der Tanz derRanguns, und ihre wollüstigen und herausfordernden Stellungen Eusebius vollkommen gleichgültig. Bei diesem Tanze, wie bei seinen täglichen Arbeiten, richteten sich seine Gedanken beständig auf die phantastische Person, deren Erscheinung seiner Existenz eine andere Richtung gab, und eine Art geheimen Instinctes, so wie die Andeutungen, welche Harruch entschlüpften, sagten ihm, daß er sich in der Gesellschaft von Männern befände, die Basilius gekannt hatten, und die ihm bei dem Kampfe, den er gegen denselben führte, beistehen oder ihm schaden konnten.

Wenn Eusebius fühllos gegen die Reize der braunen oder weißen Ranguns war, so galt dies keineswegs von Herrn Maes. In dem Augenblick, wo der Tanz seinem Ende nahte, und die meisten Tänzerinnen, durch Anstrengung erschöpft, sich auf den Boden niedersinken ließen, während nur noch zwei oder drei von ihnen

ihre Stellungen mit fieberhafter Anstrengung fortsetzten, stand der dicke Notar auf, überschritt die Balustrade, welche die Gäste von den mit ihrer Unterhaltung beschäftigten Tänzerinnen trennte, und schritt vor, indem er seinem Arme eine so anmuthige Wendung gab, wie es ihm bei seiner riesigen Gestalt möglich war, und als wollte er eine der Tänzerinnen auffordern, mit ihm die Pantomime fortzusetzen, die sie in diesem Augenblicke aufführte.

Die Rangune oder die blonde Tänzerin, welche Eusebius bemerkt hatte, schien durch die Erscheinung des Europäers beleidigt zu werden, und mit einem Satze von unglaublicher Kraft und Elasticität sprang sie wie mit verletzter Schamhaftigkeit zurück.

Diejenigen ihrer Gefährtinnen, welche die Ermüdung noch nicht zu Boden geworfen hatte, traten auf den Notar zu, indem sie ihre Herausforderung verdoppelten und ihre Augen in feuchtem Glanze funkeln ließen, als böten sie sich zur Stellvertreterin der Entflohenen an. Aber der Notar verschmähte ihr Entgegenkommen und ging auch ferner auf Die zu, welche seinen Huldigungen entflohen war; diese setzte ihre Flucht unter Stellungen fort, welche die Gluth des dicken Holländers zu verdoppeln schienen, der in seinen Erinnerungen an das große Theater im Haag

nach den verliebtesten und flehendsten Positionen suchte, die er die französischen Tänzer in den Ballets hatte annehmen sehen. Die Mimik dieses großen dicken Mannes war etwas so wunderbar Komisches und seine europäische Tracht mitten unter den funkelnden und buntfarbigen Kleidungen der braunen Töchter Java's nahm sich so eigenthümlich aus; der Ausdruck, den er seinem purpurrothen und aufgedunsenen Gesichte zu verleihen strebte, war so lächerlich, daß selbst Eusebius sich nicht enthalten konnte, die Heiterkeit zu theilen, welche den Notar erregte und sich den Bravorufen anzuschließen, mit denen die Zuschauer und die Schauspieler selbst den kleinen Auftritt begleiteten, den Herr Maes improvisirte.

Die Scene fand die natürliche Entwicklung. Herrn Maes gelang es, die blonde Rangune zu erreichen und er drückte ihr zwei schallende Küsse auf die Wangen; dann zog er aus seiner Börse eine Hand voll Gulden und ließ sie als Silberregen auf den Kopf des jungen Mädchens niederströmen, von wo sie auf den Boden umherrollten.

„Zu trinken! zu trinken!“ rief er, „zu trinken, nicht nur für mich, der ich ersticke, sondern auch für diese braven Mädchen; das wird ihnen Kraft verleihen, um sogleich wieder anzufangen.“

Man brachte einige Flaschen Wein und

Tsion auf die Estrade und Herr Maes machte sich zum Mundschenk der javanesischen Schönheiten.

„Unter all' diesen Frauen und all' diesen Männern wird Jemand sein, das schwöre ich, der die Getränke nicht berührt, welche Ihr Landsmann jetzt so freigebig austheilen läßt," sagte Thsermaï zu Eusebius van der Beek.

„Wer denn?" fragte dieser. „Diese Sclaven scheinen eben so begierig über die Getränke herzufallen, wie ihre Gebieter."

„Harruch wird sie nicht berühren," entgegnete Thsermaï, indem er mit dem Finger auf den Schlangenbeschwörer deutete, der in einer Ecke des Gemaches hinter den Musikern saß, und neben sich den Korb mit den Schlangen stehen hatte, die ihm zu seinen Kunststücken dienten.

In der That machte Harruch, als Einer der Musiker, der einen Becher hielt, ihm denselben reichte, eine Bewegung des Widerwillens.

„Komm hierher, Harruch," sagte Thsermaï „und jetzt antworte mir," fuhr er fort, indem er wechselweise auf die Pfeife und ein Glas deutete; „was ist besser, dies oder das?"

„Das Eine macht uns dem Thiere gleich, das Andere erhebt uns zu den Geistern. Welcher vernünftige Mensch könnte wohl noch zögern?" erwiederte der Schlangenbeschwörer, indem er

die Pfeife nahm, und mit Entzücken die ersten Dünste des Opiums einsog.

„Ja," sagte Eusebius, entzückt über diese Gelegenheit, eine nähere Bekanntschaft mit dem Manne anzuknüpfen, den er über den Doctor Basilius zu befragen wünschte, „ja, ich habe schon Veranlassung gehabt, mich von den Neigungen Harruch's zu überzeugen. Ich wundere mich sogar, daß er schon aus dem Zustande der Betäubung erwacht ist, in welchen ich ihn vor etwa einer Stunde versunken sah. Aber fürchtest Du nicht, Harruch, daß der wiederholte Genuß des Opiums Deiner Gesundheit nachtheilig sei?"

„Das Leben wird nicht nach den Tagen gezählt, aus denen es besteht, sondern nach den Genüssen, die es bietet."

„Bravo, Harruch!" rief der Notar; „wohl gesprochen, meiner Treu! Es ist mehr gesunder Sinn unter Deinem gelben Leder, das glänzt wie die Krüge unserer Milchmädchen in Amsterdam, als in dem Gehirn vieler Philosophen. Das erste Mal, wenn Du nach Weltevrede kommst, besuche mich in meinem Hause und ich werde Dir dann ein Stück von der besten Opiumpasta überreichen, welche jemals aus den Ebenen von Meswar kam. Aber hüte Dich wohl, vor Sonnenuntergang zu kommen, hörst Du wohl, Schelm?"

„Ja, Saheb, ich werde warten, bis die Nacht so dunkel ist, daß man einen nüchternen Menschen nicht mehr von einem betrunkenen unterscheiden kann,“ erwiederte Harruch mit dem Tone der vollkommensten Unbefangenheit.

„Komm auch zu mir,“ sagte Eusebius, indem er den Ton der vollkommensten Gleichgültigkeit anzunehmen versuchte, obgleich er sehr begierig war, diese Gelegenheit zu einer Zusammenkunft mit Harruch nicht entschlüpfen zu lassen. — „Verspreche ich Dir auch keinen Opium, so sollst Du deshalb nicht minder mit meiner Freigebigkeit zufrieden sein, das schwöre ich Dir.“

„Sie haben da einen vortrefflichen Gedanken,“ sagte der Notar. „Sie werden ihn der Madame van der Beek vorstellen und er wird ihr wahrsagen.“

„Wahrsagen,“ rief der Javanese, „denken Sie denn, daß Herr van der Beek oder dessen Frau Gemalin solchen Kindereien Glauben schenken wird?“

„Kindereien! Bei den Krallen des Teufels, das ist ein neues Wort in dem Munde eines Javanesen, wenn es sich um Zaubereien handelt. Ich hätte nie gedacht, daß ein einziger dieser Affen — ich wollte sagen dieser Herren im Sacong, den Träumen, den Prophezeihungen, den Bezauberungen, den Erfindungen und My-

sterien in dem Gebiete der Cabbala nicht den vollkommensten Glauben beimesse."

„Sie haben Recht," erwiederte Thsermaï mit Bitterkeit, „wir gleichen den Zebra's in den großen Wäldern, welche weder durch Mühen noch durch Gewalt gezähmt werden können. Vergebens wollte mein Vater mich in Ihren Wissenschaften durch einen Doctor Ihrer Nation unterrichten lassen; es gelang ihm nicht, aus mir einen Menschen zu machen, weil meine Hau nicht weiß ist!"

„Es wird ihm wenigstens gelungen sein, Sie zu einem Lügner zu bilden, Herr Thsermaï," sagte der Notar.

„Ein Lügner! Ich!" rief der Javanese höchst erzürnt und indem er von seinem Sessel in die Höhe fuhr.

„Ja, Sie, denn Sie haben sich soeben gerühmt, nicht an Zaubereien zu glauben und ich erinnere mich, daß ich bei meinem letzten Besuche in Ihrer Residenz in Bentam sah, wie Sie über die Mauern Ihres Palastes Erde aus einem frisch gezogenen Graben warfen, um während Ihrer Abwesenheit das Unglück von Ihrem Hause fern zu halten."

„Herr Notar Maes," rief der Javanese, welcher über die Erinnerung, die der Notar in ihm erweckte, noch aufgebrachter zu sein schien,

als über die soeben empfangene Beleidigung, „Herr Notar Maes, Sie beschimpfen mich!“

„Bah! Wollen Sie mich nicht etwa zu einem Zweikampfe herausfordern? Ich nehme ihn an, und obgleich meine Bagage ein wenig schwer ist, kämpfe ich doch gegen Sie, wer von uns den weißen Wein fassen kann. Wir haben unsere Zeugen. Indeß ist hier Einer,“ fügte er hinzu, indem er mit einem Faustschlage den Hut des Ti-Kaï, welcher auf den Tisch gelehnt schlief, flach drückte, „den man lieber unter die Todten zählen sollte.“

„Herr Notar Maes,“ sagte Thsermaï mit wuthfunkelnden Augen und bleichen, verzerrten Lippen, „ich scherze nur mit meines Gleichen!“

„In diesem Falle müssen Sie bei Denen bleiben, die Sie für Solche erkennen; Sie können nicht in Verlegenheit sein, dergleichen auf der Insel zu finden.“

Bei dieser neuen Beleidigung griff der Javanese an seinen Crid und versuchte den Tisch zu erklettern, um sich auf den Notar zu werfen.

Harruch, der sich, sobald er im Besitz der Pfeife gelangt war, auf die Rohrmatte, die den Boden bedeckte, an Eusebius Seite gesetzt hatte, und welchen Thsermaï mit seiner hastigen Bewegung heftig stieß, rührte sich nicht, um ihn

zurückzuhalten; Eusebius war es, der ihn am Arme ergriff und dem es gelang, ihn zu hindern.

„Lassen Sie ihn doch gewähren, van der Beek, lassen Sie ihn, wie er Lust zu haben scheint, seinem funkelnden Stahl Luft schöpfen zu lassen. Seien Sie ganz ruhig; er hat keineswegs Lust, zu sehen, ob mein Blut aus meinem Bauche in meine Adern gestiegen ist. — Es sind hier zu viele Zeugen. O, wenn wir allein in einem Walde wären, oder wenn ich seiner Gastfreundschaft vertrauend unter seinem Dache schliefe, dann wäre es etwas Anderes!“

Bei dieser neuen Aeußerung wurde der Javanese leichenblaß und Schaum trat ihm auf die Lippen; er machte eine neue Anstrengung, um sich aus Eusebius' Umschlingung zu befreien, als er aber sah, daß ihm dies unmöglich war, rief er: „Hören Sie wohl, Herr Maes, ich werde Sie nicht in einem Walde, auch nicht unter meinem Dache, wenn Sie im Vertrauen auf meine Gastfreundschaft dort schlafen, treffen, sondern an dem Orte, den Sie Königsplatz nennen, am hellen lichten Tage und vor viel mehr Zeugen, als jetzt in dem Gemache hier gegenwärtig sind.“

Der Notar antwortete auf diese Drohung, indem er seinen Gesang auf's Neue anstimmte, plötzlich aber unterbrach er sich und rief:

„Tausend Tonnen Teufel! Dieser Abend

war unter abscheuliche Auspicien gestellt. Der junge Narr dort fing damit an, von Madame Maes zu sprechen und die Sache mußte daher mit einem Zank enden. Das Weib bringt mir stets Unglück. — Sehen Sie, jetzt ist unsere Nacht in eben dem Augenblick verdorben, in welchem sie angenehm zu werden begann und unsereRanguns verbergen sich unter ihre Sacongs, wie eingeschüchterte Gazellen. Zum Henker, Herr Thsermaï, stecken Sie Ihre Blechklinge wieder ein; Ihr Crid, der nur Weibern Furcht einflößt, möchte sich entehrt fühlen.“

Der Javanese stand noch immer aufrecht da und bewahrte seine drohende Haltung. In diesem Augenblicke näherte sich dem Prinzen einer seiner Diener, ein Greis, der den braunen Sacong der weisen Javanesen trug, und dazu einen Turban, dessen lange Falten über seinen Turban herabhingen. Sein Gesicht war mit einem dichten weißen Barte bedeckt. Indem dieser Mann sich dem jungen eingebornen Prinzen näherte, flüsterte er ihm in malayischer Sprache einige Worte so leise zu, daß nur Thsermaï allein sie verstehen konnte. Dieser antwortete in der gleichen Sprache, schleuderte dann, wie eine doppelte Flamme, einen Blick des Hasses auf die beiden Holländer, gewann mit einer unglaublichen Beweglichkeit seiner Physiognomie

wieder vollkommene Ruhe und setzte sich gelassen auf sein Kissen.

„Verrückt, in der That," sagte er, indem er sich an Eusebius wendete, „ist der, welcher auf die Worte eines von Wein eingenommenen Menschen achtet."

„Verzeihung, Excellenz," sagte der Notar lachend. „Sie wollten ohne Zweifel sagen: eines Menschen, der Wein eingenommen hat."

Der Javanese antwortete nicht.

„Beschäftigen Sie sich mit Ihren Ranguns," sagte Eusebius, indem er das Wort ergriff und hoffte, daß der Anblick der Tänzerinnen die beiden Streitenden zerstreuen und sie einen Zwist vergessen lassen würde, der noch nicht erloschen zu sein schien. „Es scheint mir, als ließen Sie sich für einen Bewunderer der braunen Schönheiten sehr leicht von denselben abwendig machen."

„Sie haben meiner Treu Recht, van der Beek, und der kleinste Blick der unbedeutendsten dieser Bajaderen ist mehr werth, als Alles, was ich von diesem jungen Wilden erlangen könnte. Auf denn, Ihr schönen jungen Mädchen, gebt uns den Tanz der Djinns zum Besten, um den Abend würdig zu beschließen!"

Während Eusebius mit Herrn Maes sprach und dieser die Ranguns durch Worte und Zeichen anfeuerte, hatte Thsermaï sich an Harruch in

dem Dialecte gewendet, welchen sein weißbärtiger Diener gebrauchte, um seinen Zorn zu beschwichtigen.

„Harruch," sagte er, „die Netze sind im Dunkeln ausgespannt; Du brauchst nur das Wild hineinzutreiben, damit es sich darin verwickle."

Indem der Javanese diese Worte sprach, deutete er Harruch an, daß Eusebius van der Beek der sei, welchen er bezeichnete.

„Der tapfere Jäger bedarf keiner Hilfe," erwiederte Harruch mit mürrischem Tone; „er allein greift im Bewußtsein seiner Kraft und seiner Unerschrockenheit den schwarzen Panther in den Junglen an."

„Wir bedürfen Deiner, Harruch. Der Holländer mißtraut Tuan und wird aus dessen Hand nichts nehmen. Sei jetzt mit uns, um auch mit uns zu sein, wenn die Stunde des Blutbades und der Beute schlägt."

„Harruch lebt von den Früchten, die für ihn auf den Bäumen des Weges reifen, von dem Wasser, welches über die weißen Kiesel der Bäche hüpft. Die Feste, bei denen der Mensch, gleich einem Tiger, mit seinen Nägeln zuckendes Fleisch zerreißt und es zwischen seinen Zähnen zermalmt, können nicht sein Antheil sein."

„Harruch hat sich sehr verändert seit jener Nacht, in welcher in dem Walde von Tjidaval

die Rechtgläubigen den Tod der Männer des Nordens geschworen haben, die ihnen die alte Erde raubten."

„Harruch hat nicht den Eid wiederholt, den er in der Nacht sprechen hörte, an die Ihr ihn erinnert, Thsermaï. Was kümmert es Harruch, wer die Erde besitzt, an der er keinen Antheil hat! Ein Sonnenstrahl, der seine Augen erfreut, und ihn am Morgen in seinem ärmlichen Sacong erwärmt, genügt zu seiner Freude; die Söhne des Islam und die Anhänger Christi haben noch nicht darauf gedacht, sich Macht über die Strahlen der Sonne anzumaßen."

„Harruch, Dein Mund spricht nicht die Wahrheit; Du hast einen Grund, den Holländer zu vertheidigen; er hat Dich mit seinem Golde verführt."

Thsermaï wollte fortfahren, aber der Mann mit dem braunen Sacong, der früher schon leise mit ihm sprach, näherte sich dem Guebern, den er seit einigen Augenblicken beobachtete.

Indem Harruch dem Javanesen antwortete, wendete er die Augen nicht von den Ranguns ab und indem der Mann in dem braunen Sacong der Richtung seiner Blicke folgte, erkannte er, welche der Tänzerinnen die Aufmerksamkeit des Schlangenbeschwörers erregte.

Er berührte jetzt mit der Spitze des Fin-

gers seine Schulter. Bei dieser Berührung zuckte Harruch zusammen, als hätte er einen der gewaltigen electrischen Fische, die man in der Südsee findet, in die Hand genommen.

„Hat der Schlangenbeschwörer," fragte der Mann, indem er sich des Dialects der Malayen bediente, „vermuthet, daß die schöne Tänzerin mit der weißen Haut, welche Malattiblumen in den Haaren trägt, die Schwester des holländischen Kaufmanns ist?"

„Weshalb fragst Du das?"

„Weil Du den als Freund, als Bruder, behandelst, der die Haut von derselben Farbe hat, wie die weiße Rangun."

„Wer hat Dich gelehrt, in meinem Herzen zu lesen?" fragte Harruch, dessen Augen sich wie die goldfunkelnden Augäpfel seiner Schlangen trübten, wenn er seine Zaubergewalt auf sie ausübte.

„In Deinem Herzen zu lesen ist nur ein Spiel für den, welcher die Geister beherrscht, und über die Elemente gebietet."

„Bist Du der?"

„Du hast es gesagt."

„Es bleibt Dir noch übrig, den Beweis zu geben."

„Nimm diesen Becher," sagte der Mann im braunen Gewande, indem er von dem

Tische ein Kristallglas nahm, es mit Wasser füllte und dann einen Tropfen von einer grünen Flüssigkeit aus einem kleinen goldenen Fläschchen, das er an seinem Gürtel trug, hineinträufelte. „Und jetzt,“ fuhr er dann fort, „sieh!“

Harruch gehorchte und in dem Wasser, welches alle Farben des Regenbogens annahm, zeigte sich ein eigenthümliches und reizendes Schauspiel.

Die schöne Rangun lag auf ihrem Bett, das ganz mit Blumen bestreut war; Florkleider verbargen kaum ihre gerundeten Formen; auf ein anderes Bild, welches sich Anfangs nur verworren zeigte, in dem aber Harruch allmälig sein eigenes erkannte, richtete sie ihre Augen, blau wie der Azur des Himmels, und streckte demselben zugleich ihre gerundeten Arme entgegen.

Er stieß einen unterdrückten Schrei aus und versank in die Betrachtung dieser verführerischen Vision, die sich nach und nach verwischte, und endlich ganz verschwand.

„Ach,“ seufzte er, „es war nur ein Traum!“ und setzte sein Glas wieder auf den Tisch.

„Ein Traum, der, wenn Du willst, zur Wirklichkeit werden kann.“

„Ihr wollt von mir ein Verbrechen verlangen.“

„Wesen meiner Art begehen kein Verbrechen;

sie benützen die Schwächen der Menschen, das ist Alles."

„Was verlangt Ihr von mir?"

„Weiter nichts, als daß Du schweigst und träumst."

„Und die Rangun wird mich lieben?"

„Die Rangun wird morgen die Deinige sein, und das ist besser als das, was Du forderst."

„Aber sie ist ein freies Weib; wie könnt Ihr mir sie geben?"

„Was kümmert Dich das, wenn sie nur Dir gehört?"

Der Schlangenbeschwörer warf noch einen Blick auf die Tänzerin, welche in diesem Augenblick in der ersten Reihe ihrer Gefährtinnen stand. Ihre alabasterweißen Schultern traten bezaubernd aus ihrem Leibchen von schwarzem Sammt, verziert mit Gold, hervor, das ihre schlanke Taille umschloß.

Sie neigte sich auf einem ihrer Füße und bewegte mit dem andern, der halb aus den Falten ihres blauen, silbergestreiften langen Gewandes hervorkam, im Tacte die goldenen Reifen, mit denen ihre Knöchel umgeben waren.

Harruch fuhr sich mit der Hand über die Augen, als wollte er diese der Versuchung entziehen. Aber unwillkürlich streckte seine andere

Hand sich gegen den Mann in dem Sacong aus und ergriff die mit Opium gefüllte Pfeife, die derselbe ihm seit einigen Augenblicken hinhielt. Der Schlangenbeschwörer zog sie lebhaft an seine Lippen, der Diener Thsermaï's aber trat wieder hinter seinen Herrn zurück.

Nichts von dem, was vorgefallen war, hatte Eusebius' Aufmerksamkeit erregt. Es ging in diesem Augenblicke ein eigenthümlicher Kampf zwischen seinen Sinnen und seinem Willen, zwischen der Seele und dem Körper, vor.

Er kannte die Sitten und die Gewohnheiten der Rangung; er empfand für dieselben nur Widerwillen und Ekel. Aber selbst gegen seinen Willen fanden seine Augen an dem Schauspiel, welches sie in diesem Augenblick gewährten, ein Interesse, dessen er sich schämte und das er dennoch nicht zu beherrschen vermochte. Er suchte sich zu sammeln; er wollte das Bild Esther's vor seine Blicke rufen, sich mit dem Gedanken zu seinem häuslichen Herde in Weltevrede wenden, an welchem sie ihn ohne Zweifel erwartete. Es gelang ihm indeß nur, seine Einbildungskraft zu täuschen, nicht aber, sie zu bezwingen.

Das eheliche Gemach, das Schlafzimmer Esthers, entschwand seinem Gedächtniß; es schien ihm, als hätte er die Gestalt, die Anordnung desselben vergessen, aber Esther sah er noch

immer vor sich. Die blonde Tänzerin, die er bemerkt hatte, nahm allmälig die Gestalt, das Wesen, das Gesicht, der reinen und keuschen Gattin an, der er all' seine Gedanken widmen wollte. Er glaubte noch immer, Esther zu sehen und es war dennoch die Tänzerin, deren Bewegungen und Stellungen seine Augen folgten.

„Mir scheint, sie finden Gefallen an dieser Unterhaltung, Herr van der Beek?" sagte die Stimme Thsermaï's, welche Eusebius aus der gefährlichen Träumerei erweckte und zu sich selbst zurückrief.

„Sie täuschen sich, Herr Thsermaï," erwiederte Eusebius erröthend. „Meine Augen allein sehen; mein Herz erblickt nichts."

„Stets derselbe; stets mit Ihrer Frau beschäftigt. Ich möchte sie wohl kennen lernen, um ihr dazu Glück zu wünschen."

„Wenn Sie sie kennten, würde Ihnen das ganz natürlich erscheinen, worüber Sie sich jetzt wundern."

„Nun," sagte Thsermaï, indem er aufstand, „ich sehe wohl, daß das Codicill des Doctor Basilius nicht zur Ausführung kommen wird."

„Morgen werde ich glücklicher Weise der Gefahr nicht ausgesetzt sein, von diesem unglücklichen Codicill sprechen zu hören, ohne es zu kennen," entgegnete Eusebius lächelnd. „Wenn

nämlich unser würdiger Herr Maes morgen wieder genug Notar geworden ist, um es mir vorlesen zu können."

„O, ich zweifle nicht, daß Sie morgen wissen, woran Sie sich zu halten haben. Aber folgen Sie meinem Rathe, Herr van der Beek, und setzen Sie sich nicht zu oft den Verführungskünsten dieser Teufelinnen in den bunten Sacongs aus; das ist gefährlich für Ihre Ruhe und für Ihr Vermögen."

Mit diesen Worten überschritt der Javanese, wie früher der Notar, die Ballustrade und setzte sich in die Ecke, in welcher der Schlangenbeschwörer seine Körbe hatte stehen lassen, um die Ranguns mehr in der Nähe zu betrachten.

Eben sowohl, um die Tänzerinnen nicht mehr anzuschauen, als um den Augenblick zu benützen, in welchem er mit Harruch allein war, wendete Eusebius sich zu dem Schlangenbeschwörer, um sich mit demselben eine Znsammenkunft zn sichern.

„Hast Du das Versprechen nicht vergessen, welches ich Dir soeben gab?" fragte er ihn.

Harruch antwortete nicht. Seitdem er die ersten Dünste der Pfeife eingesogen hatte, welche der Mann in dem braunen Sacong ihm reichte, und die er ohne Zweifel mit einem viel kräftigeren Narcoticum, als das Opium, gefüllt hatte, war er in einen eigenthümlichen Zustand ver-

sunken. Unmerklich schien das Leben sich aus seinem übrigen Körper zurückzuziehen und in dem Gehirn zu concentriren. Seine Finger konnten nur mit Mühe die Pfeife halten, seine Lippen sich nur mit Anstrengung zusammenziehen, um den Rauch der Pfeife einzusaugen; aber seine Augen funkelten in einem eigenthümlichen Glanze und folgten mit dem Ausdrucke des Glückes und der Trunkenheit den wohlriechenden Wolken, die langsam zu der Decke des Zimmers hinaufstiegen, und es schien dabei, als ob seine Einbildungskraft ihnen eine theure Gestalt verlieh.

Er antwortete Eusebius nicht und dieser wiederholte seine Frage.

Endlich wendete der Schlangenbeschwörer sich langsam zu ihm um, wie ein Mensch, der sich mit Widerstreben einem verführerischen Schauspiel entreißt.

„Was will der europäische Kaufmann von mir?“ fragte er mit kaum verständlicher Stimme.

„Daß Du bei der Trunkenheit, in welche Du, wie ich sehe, wieder versunken bist, mein Versprechen nicht vergessen sollst, Dir ein noch größeres Geschenk zu holen, als das, welches Du von dem Notar empfingst.“

„Wenn der Europäer gibt, so will er dafür empfangen,“ entgegnete der Schlangenbeschwörer, der aus seiner Betrachtung der Rauchwolken zu-

rückkehrte und singend sprach, als murmelte er ein Lied. „Die seines Stammes kaufen und verkaufen; sie haben ihr Vaterland verlassen, um in dem Exil Handel zu treiben; sie machen keine nutzlosen Geschenke; wer weiß, was der Europäer von Harruch verlangen wird?“

„Einige Nachrichten über den Doctor Basilius.“

„Der Doctor Basilius ist ein großer Geist; er schwebt durch die Räume, während wir auf der Erde hinkriechen. Er hält den Schlüssel der Herzen in seiner Hand und wird Harruch vergeben, welcher ihm das Herz des europäischen Weibes öffnet, dessen Haare glänzen, wie die milden Strahlen der Sonne und dessen Augen blauer sind, als die blauen Blumen des Mandeja.“

„Zum Teufel, was will er sagen?“ rief Eusebius, dessen Gedanken sich sogleich auf Esther richteten und der glaubte, daß der Jongleur seine Frau bezeichnen wollte. „Sollte der Verfluchte Dir das Versprechen gegeben haben? Also lebt dieser elende Basilius noch? Die Vision auf dem Damme von Tjiliwang war also kein Traum? Sprich, Harruch, sprich,“ fuhr er fort, indem er die beinahe regungslosen Hände des Jongleurs in die seinigen nahm; „welche Versprechungen er Dir auch gemacht hat, um Dich für seine Pläne gegen mich zu gewinnen, so werde ich

Dir doch Gold, viel Gold, geben, wenn Du Dich entschließest, zu sprechen, Du, der Du, wie Du sagst, die Geheimnisse der Geisterwelt erforscht hast."

Harruch machte eine Anstrengung, um sich der Betäubung zu entreißen, die sich seiner mehr und mehr bemächtigte und ihm nur noch die Fähigkeit ließ, auf ihrem Fluge den leichten Phantomen zu folgen, die seine Einbildungskraft hervorrief.

Er sah Eusebius starr an und murmelte: „die Laster der Menschen gleichen den Pflanzen, die die Sümpfe bedecken; ein Vogel läßt ein Samenkorn von dem Ufer eines durchsichtigen Sees fallen; er keimt und einige Monate darauf hat die blaue Fläche sich in einen schwarzgrünen Teppich verwandelt. Nur der ist stark, der sich selbst und Andern mißtraut."

„Ich verstehe Dich, Harruch; Du willst sagen, daß ich Unrecht hatte, dem Narren Maes an diesen nichtswürdigen Ort zu folgen."

„Die gelben Blätter treten an die Stelle der grünen; dann kommt der Wind und nimmt sie mit sich fort und streut sie über die Wege. Ist der weise, welcher den Eid leistet, das Gewand des Frühlings während der Regenzeit zu bewahren, an dem geliebten Stiele hängen zu bleiben, den er ungeachtet der Stürme des Winters liebt?"

„Ja, Du verdammst meinen Glauben an das ewige Fortbestehen meiner Liebe.“

„Nachdem die Sonne die Ebenen der Erde und die Fläche des Meeres mit ihren Strahlen vergoldet hat, nachdem sie die Felder befruchtet und die Blumen und die Früchte liebkost, geht sie schlafen in ihrem Dunstbett und die Nacht folgt ihr. Darf man Den weise nennen, der sich gegen die Schrecken der Dunkelheit empört und der den Tag vor der Stunde sehen möchte, welche der Herr der Welt mit seinen Fingern zu der Rückkehr des Lichtes bezeichnete?“

„Ich hätte mich in die Trennung ergeben sollen, die das Schicksal von mir forderte, ich hätte denken sollen, sie sei nur augenblicklich, und bald würde ich in einer bessern Welt Die wiederfinden, deren Gott mich für einige Zeit berauben wollte.“

„Der Upas gibt den Tod,“ fuhr der Jongleur fort. „Ist Der weise, welcher ruhig unter seinem tödtlichen Schatten einschläft, weil er nur goldene Früchte zwischen dem Laubwerk erblickt?“

„Hier verstehe ich Dich nicht mehr, Harruch,“ erwiederte Eusebius. „Willst Du sagen, daß ich Unrecht habe, das Vermögen zu bewahren, welches von diesem Verfluchten stammt?

Höre auf in Bildern zu sprechen; Harruch, ich beschwöre Dich, rede deutlicher."

„Harruch hat Alles gesagt, was er sagen konnte," erwiederte der Jongleur, dessen Stumpfsinn sichtlich zunahm, und der in jenen extatischen Schlaf verfiel, der die Wirkungen des Opiums bezeichnet.

„Nein, Du sollst sprechen, Du mußt!" rief Eusebius, indem er den Hindu heftig schüttelte. „Auf, Harruch, laß Deine Aufgabe nicht halb erfüllt; steh mir bei, über die Arglist dieses Dämons zu siegen."

Die Bitten und die Anstrengungen Eusebius' waren vergeblich; die Hand Harruch's öffnete sich, die Pfeife des Javanesen fiel auf den Boden und zerbrach in tausend Stücke und der Jongleur sank nieder auf die Matte, auf der er ausgestreckt liegen blieb, als sei er jeden Gefühls beraubt. Seine Augen blieben geöffnet und spiegelten alle Eindrücke wieder, die in diesem Augenblicke seine Seele empfand; sie bewiesen allein, daß er noch lebte.

Eusebius van der Beek richtete sich empor, und zu seinem großen Staunen bemerkte er, daß der Saal, die Gäste, die Tänzerinnen um ihn her wirbelten.

Die Mischung, welche die Pfeife des Jongleurs füllte, war so stark, daß der Holländer,

welcher in der Nähe den Duft eingeathmet hatte, die Wirkung davon empfand. Seine Betäubung war so heftig, daß er in das Freie wollte, weil er hoffte, die frische Luft würde ihm gut thun. Aber in dem Augenblicke, als er aufstehen wollte, schien es ihm, als drücke sich eine bleierne Hand auf seine Schulter und zwänge ihn, sich wieder zu setzen.

Er dachte, die Frische des Wassers würde das Gleichgewicht seiner Seele wieder herstellen; er griff nach einer Wasserflasche, so rasch, so leichtfertig, daß es ihm unmöglich war, seine Hand auf den Hals derselben zu legen; so oft er sich ausstreckte, um die Flasche zu ergreifen, entschlüpfte ihm diese mit einem eigensinnigen Satze.

Einer der javanesischen Diener Thsermaï's kam ihm zu Hilfe und füllte sein Glas. Sobald Eusebius es geleert hatte, schien das Unbestimmte aus seinem Kopfe zu verschwinden; es kam ihm vor, als nehme seine Trunkenheit eine bestimmte Form an, als öffne sich sein Schädel und sie entfliehe demselben. Er empfand einen Augenblick unendlichen Wohlbehagens und Genusses. Aber seine Augen kehrten von selbst zu dem Schauspiel zurück, welches seinem Herzen und seinem Verstande so sehr widerstrebt hatte, zu dem, was auf der Estrade vorging.

Das Ende der mimischen Scene, welche die Ranguns aufführten, war nahe. Zwei Ranguns, welche Kobolde vorstellten, versuchten es, ein junges Mädchen zu verführen, welches von der hübschen Tänzerin dargestellt wurde. Mit wollüstigen Bewegungen strengten sie sich an, das junge Mädchen fortzureißen; dieses kämpfte, der Ausdruck ihrer Augen sagte, daß das Glück nur darin für sie bestehen könnte, wenn der, welchen sie liebte, die Stelle einer der beiden Kobolde eingenommen hätte. Die Sprache dieser Letzteren war so lebhaft, es lag eine solche Kühnheit in ihrer Pantomime, daß mit jedem Augenblicke die Vertheidigung der liebenswürdigen Rangun schwächer wurde. Ihr Gesicht drückte Schmerz aus, während ihre Augen andeuteten, daß ihr Herz dem Abwesenden gehöre. Aber ihr Körper wurde besiegt und gab sich nach und nach den Bewegungen einer reizenden Koketterie hin, indem sie die Schleier, die ihr zur Schutzwehr dienten, einen nach dem andern fallen ließ.

Eusebius van der Beek war ganz ergriffen durch den Zauber dieses eigenthümlichen Schauspiels; sein Blut stürmte durch die Adern; seine Schläfe klopften heftig; es schien ihm in einzelnen Augenblicken, als sollte sein Herz seine Brust sprengen.

Plötzlich ertönte hinter ihm ein rauher

Schrei, ein Kehlton, wie ein Schrei, den man zu unerdrücken sucht. Er wendete sich um und sah auf Harruch. Wie zuvor lebten nur noch die Augen des Jongleurs, aber sie hatten ihren strahlenden Ausdruck verloren; sie waren starr, vor Schrecken ergriffen und fest auf die Estrade geheftet. Eusebius folgte der Richtung und bemerkte drei oder vier häßliche Schlangen, welche in dem Korbe enthalten waren und die jetzt über das Theater zu den Tänzerinnen krochen. Er sah, wie die europäische Tänzerin bei einer ihrer Stellungen den Fuß auf den Körper einer gewaltigen Cobra capella setzte; diese erhob zornig ihren platten Kopf und machte einen Satz auf sie zu.

Die Tänzerin wurde todtenblaß und brach in sich selbst zusammen, als ob das Gift, mit dem die Schlange sie bedrohte, bereits durch ihre Adern rinne.

Zuschauer, Musiker,Ranguns und Gäste stürzten unter Schreckensgeschrei auf die Thür des Pavillons zu und entflohen nach allen Richtungen. Es blieben in dem Festgemache nur noch die ohnmächtige Tänzerin, Harruch auf der Matte liegend und Eusebius zurück.

Dieser dachte nicht daran, zu entfliehen. Er sprang auf das Theater, ergriff die Schlange, die sich um den Arm der Tänzerin gerollt hatte,

wirbelte sie wie eine Schleuder in der Luft umher, und zwar mit solcher Kraft, daß er ihr nicht die Zeit ließ, sich zusammen zu rollen, um ihn zu stechen, zerschmetterte ihr dann den Kopf an der Mauer und kehrte zu der Tänzerin zurück.

Ohne ein Wort zu sprechen, deutete diese mit dem Finger auf eine kleine Wunde, die sie unter der linken Schulter hatte, an dem Orte, wo der Hals sich mit der Brust vereinigt. Aus dieser Wunde entquollen einige kleine Tropfen reinen hellen Blutes. Das Gemach war leer; von Niemand ließ sich Hilfe erwarten. Eusebius zögerte nicht; er heftete seinen Mund auf den Biß, um das Gift auszusaugen, wenn es noch möglich war. Aber kaum hatten seine Lippen die weiße weiche Haut berührt, als in ihm eine sonderbare Umwandlung entstand. Die Tänzerin nahm in seinen Augen die Gestalt, den Wuchs und das Gesicht Esthers an; es war Esther, welche er beinahe sterbend in seinem Arme zu halten glaubte. Die Illusion war so vollständig, daß er den süßen Athem des Weibes, das er liebte, zu fühlen, daß er ihre Stimme im Dunkeln zu hören glaubte. Aber es schien ihm auch, als würde das Gesicht Esthers immer bläßer und bläßer, als entfärbten sich ihre Lippen, als verschleierten sich ihre Augen, als entfliehe ihr das Leben.

Er wollte den Körper, den er erkalten fühlte, erwärmen, schloß ihn dicht in seine Arme und sein Herz konnte die Schläge des andern Herzens fühlen, das nur noch in einzelnen Pausen klopfte. Eusebius heftete jetzt seine Lippen auf die der Sterbenden, wie er es in jener fürchterlichen Nacht gethan, in welchem seine junge Frau ihm auf so wunderbare Weise zurückgegeben wurde.

In diesem Augenblicke erlosch die Kerze, die seit einiger Zeit schon erblichen war, gänzlich und Alles sank um sie in Finsterniß.

Man hörte nur noch das Geräusch von zwei Athmenden und die Athemzüge Beider wurden immer kürzer, immer keuchender.

Man sah nichts mehr, als den phosphorschimmernden Glanz, der aus den Augen Harruch's strahlte und Flammen in die Finsterniß zu sprühen schien.

III.

Nungal, der Malaye.

Das System, welches die weitgedehnten Besitzungen der Holländer beherrscht, ist zugleich einfach und geschickt. Die Regierung hat auf den

Hauptpuncten der Insel die javanesischen Herren, welche die Insel ehedem unter eingebornen Herrschern regierten, beibehalten oder wieder eingesetzt.

Diese Beamten, welche durch ihre Geburt oder durch ihren Rang seit undenklichen Zeiten einen großen Einfluß auf die Bauern ausüben, haben für ein wenig Gold diesen Einfluß den Europäern zur Verfügung gestellt und sich zu deren bereitwilligen Werkzeugen gemacht.

Gegenwärtig damit beauftragt, die Befehle der Colonialbehörde mitzutheilen und für deren Befolgung zu sorgen, vertheilen sie unter den Ackerbauern die Naturalleistungen, welche Java in einen gewaltigen Pachthof zum Nutzen Hollands verwandelt haben. Das ist eine machiavellistische Berechnung, mit deren Hülfe die drückende Hand sich verbirgt und sich auf solche Weise den Folgen einer unmittelbaren Berührung entzieht.

Die Vorfahren Thsermaï's waren seit der Eroberung der Insel mit dem Amte des Gouverneurs in der Provinz Bantam betraut. Sein Vater wußte durch seine Ergebenheit in der großen Krisis von 1811 das ganze Vertrauen der Holländer zu gewinnen, die ihn mit Ehren und Reichthümern überhäuften.

Der tributpflichtige Herr der Dörfer der Provinz Bantam machte die Reise nach Holland

und wurde dem König Wilhelm vorgestellt. Er kehrte von dort mit einer lebhaften Bewunderung für die Industrie und die Civilisation Europas zurück.

Obgleich die Javanesen seit dem 14. Jahrhundert Muselmänner sind, theilen sie doch nicht den Fanatismus, welcher die Anhänger des Islam anderwärts charakterisirt; der Regent von Bentam hatte daher auch keinen Widerwillen zu besiegen, kein Vorurtheil zu bekämpfen, um die Erziehung seines einzigen Sohnes einem Christen anzuvertrauen. Dieser war der berühmte Arzt in Batavia, eben der, welchen wir bei dem Beginne unserer Geschichte eine so wichtige Rolle spielen sahen, und der Doctor Basilius wurde mit dem unbedingtesten Vertrauen beehrt.

Sei es nun aber, daß der arme Gouverneur von Bentam eine schlechte Wahl getroffen hatte, sei es, daß die Neigung des Zöglings durchaus lasterhaft war, genug, ehe dessen Vater starb, sah dieser, wie sein Sohn alle auf ihn gesetzten Hoffnungen betrog.

Das sichtlichste Resultat der europäischen Erziehung Thsermaï's war, daß er den Lastern seines Stammes die Laster hinzufügte, welche mit der vorgerückten Civilisation und der Auflösung der moralischen Ordnung in der alten Gesellschaft verbunden sind.

Er war eifersüchtig, ränkesüchtig, falsch, abergläubisch und leichtgläubig, wie alle Eingebornen; außerdem war er ausschweifend, habsüchtig und ehrgeizig, wie die holländischen Colonisten; er würde vor einem Verbrechen nicht zurückgebebt sein, hätte dasselbe seinen Leidenschaften dienen können.

Er war kaum seit einigen Monaten aus der Obhut seines Erziehers entlassen worden, als er seinen Vater verlor und demselben in seinem Range und seiner Würde folgte. Seine erste Sorge war, den zu sich zu berufen, der seine schlechten Neigungen, statt sie zu bekämpfen, begünstigt hatte, und ihn mit dem Titel eines Rathes in seinen Palast einzuführen.

Thsermaï legte sich einen zahlreichen Hofstaat bei, hielt prachtvolle Equipagen, erbaute Paläste; in der ganzen Provinz Bantam und bis nach Buytenzorg, war von weiter nichts die Rede, als von einem zahlreichen Ballet, das er unterhielt und von der Wahl der Bedajas, die es bildeten. Wie ungeheuer auch die Einkünfte des jungen Prinzen waren, konnten sie dennoch den übermäßigen Ausgaben nicht genügen, welche durch dergleichen kostspielige Vergnügungen und stets wechselnde Launen veranlaßt wurden. Um seinen Bedürfnissen zu genügen, nahm er seine Zuflucht zu zahllosen Erpressungen;

um seinen Harem zu füllen, entführte er die Töchter seiner Bauern; zahllose Klagen wurden gegen ihn bei dem Sitze der Centralregierung eingereicht. Aber man war, Dank dem Andenken an seinen Vater, so sehr für ihn eingenommen, daß der Colonialrath ein Auge zudrückte.

Kühn gemacht durch die Straflosigkeit, vorwärts getrieben durch die Rathschläge seines ehemaligen Erziehers, begnügte Thsermaï sich nicht mehr damit, Die auszuplündern, die sein Vater wie seine Kinder betrachtet hatte, sondern er versuchte es auch, das Vertrauen der Holländer zu hintergehen, indem er einen Theil der Abgaben, die er für Rechnung des Staatsschatzes einzog, zu seinem Nutzen zu unterschlagen versuchte.

Hier aber zeigte die Regierung sich unerbittlich und eine augenblickliche Absetzung war die Folge dieses neuen Vergehens. Der Rathgeber Thsermaïs war stark compromittirt; er wurde mit gerichtlicher Verfolgung bedroht und entging der Confiscation der beträchtlichen Reichthümer, die er sowohl in dem Dienste des jungen Herrschers von Baal' Bantam, als durch eine Art von Handel mit den Piraten der Insel Borneo unterhielt, zusammengescharrt hatte, nur dadurch, daß er gerade in dem Augenblicke starb, als gegen ihn eingeschritten werden sollte.

In dankbarer Anerkennung der wichtigen

Dienste, welche der Vater den Colonien geleistet hatte, wollte der Generalgouverneur der Insel Java nicht, daß der Sohn, gänzlich verarmt, die erbliche Herrschaft seiner Familie verlassen sollte; er verordnete daher, daß sein Nachfolger ihm einen beträchtlichen Jahrgehalt zahlen mußte.

Weder die Nachsicht, mit der man seit so langer Zeit gegen ihn verfahren war, noch dieser letzte Beweis der Freigebigkeit, noch die freundlichen Worte, womit man denselben begleitet, beschwichtigten den Unwillen, der in Thsermaï durch die strenge gegen ihn ergriffene Maßregel erweckt worden war. Er glaubte von dem königlichen Stamme der Pandjajaran entsprossen zu sein, deren letzter Soesoenan oder Sultan, welcher über die südlichen und östlichen Theile der Insel Java herrschte, im Jahre 1749 zu Gunsten der Holländer abgedankt hatte.

Er betrachtete die Oberlehensbarkeit der Provinz Bantam, die seiner Familie geblieben war, als einen pflichtschuldigen Ersatz dieser Abdankung, als ein unantastbares und unveräußerliches Recht, und er widmete Denen, die ihn desselben beraubt hatten, einen unversöhnlichen Haß.

Längere Zeit ergoß sich dieser Haß nur in Schmähungen und Drohungen. Aber da Thsermaï, seitdem er seiner Macht beraubt war, und die schönste Quelle seiner Einkünfte vertrocknen sah,

sich seinen verderblichen Launen nicht mehr hingeben konnte, suchte er sich durch schmutzige Ausschweifungen zu betäuben; da er gewöhnlich in den Tavernen Batavia's, in deren Schlamme, bei Mynheer Cornelis, Vertraute seiner Ränke suchte, achtete die Colonialregierung nicht darauf.

Bei einer seiner fast täglichen Orgien in dem chinesischen Campong traf er in einem Wirthshause einen malayischen Seemann, dessen Hartnäckigkeit allem seinem Thun zu folgen, ihm sonderbar erschien; er näherte sich ihm; der Malaye sagte ihm einige Worte in das Ohr und zum großen Staunen aller Genossen seiner Ausschweifungen verließ Thsermaï das Haus des Chinesen in der Gesellschaft des Seemanns, lange zuvor, ehe der Becher der Trunkenheit bis auf den Boden geleert war.

Von diesem Augenblicke an veränderte sich sein Betragen vollständig.

Man hörte den Ex-Oberlehensherrn der Provinz Bantam nicht mehr gegen die Tyrannei der Eroberer eifern und die Rechte der Eingebornen in Anspruch nehmen. Man sah ihn nicht mehr die zügellosen Sitten der holländischen Colonisten geißeln, ihre Niedrigkeit bespötteln, ihren Geiz verhöhnen und ganz laut die Hoffnung aussprechen, daß der Tag der Buße für sie erscheinen würde.

So lärmend seine Unzufriedenheit gewesen war, so unwichtig daher seine Worte erschienen, so wußte er, Dank dem Talente der Verstellung, welches ihm sein javanesisches Blut verlieh, bei sich selbst sein Gefühl zu verschließen, sich klug in seinen Handlungen, zurückhaltend in seiner Sprache, zu zeigen. Er that noch mehr. Er brach den Umgang mit den gemeinen Genossen seiner schmachvollen Orgien ab, schien seine Aufführung zu regeln, und obgleich er seine Bedajas und den fürstlichen Aufwand beibehielt, welche seiner Geburt und seinem Range gebührten, schien er seine thörichte Verschwendung einzuschränken und sich in seinen Ausgaben der Ordnung und der Vernunft zu fügen. Sein Betragen wurde so musterhaft, daß der Gouverneur und die Mitglieder des Colonialrathes, welchen Thsermaï seine Aufwartung machte, die Strenge bedauerten, mit der sie ihn zu behandeln gezwungen gewesen waren, und ihm die Möglichkeit einer Wiedereinsetzung in sein Amt in Aussicht stellten.

Es ist freilich wahr, daß Thsermaï zu der gleichen Zeit, während welcher er einer der eifrigsten Besucher in den Palästen von Weltevrede und der Residenz Buytenzorg geworden war, den Umgang einiger Chinesen suchte, deren Feindseligkeit gegen die Regierung man sehr gut kannte. Es ist wahr, daß er eine vertraute Freundschaft

mit Ti-Kaï schloß, dem chinesischen Kaufmann, den wir bei Mynheer Cornelis kennen lernten und dessen Vorfahren einer von den Häuptlingen des berüchtigten Aufstandes der Chinesen gewesen war, der in dem vorhergehenden Jahrhundert die holländische Herrschaft über die Insel Java nahe an den Rand des Verderbens brachte.

Wir müssen auch noch hinzufügen, daß man seit der plötzlichen Bekehrung Thsermaï's von nächtlichen Versammlungen der Unzufriedenen sprach, die in dem Gehölz von Tjivadal, in der Provinz Batavia und in den ungeheuren Wäldern von Dayu-Lonchur, stattfinden sollten, welcher im Süden der Provinz Cheribor gegen die Gränze von Preangers liegt, nicht weit von dem classischen Theile der Insel Java, welche am fruchtbarsten von Erinnerungen der ursprünglichen Herrscher dieser Gegend war.

Ungefähr dreißig Meilen von Buytenzorg, gegen die ersten Gipfel der auleonischen Bergkette, welche die Insel Batavia durchzieht und welche die Seeleute die blauen Berge nennen, bilden drei Zweige dieser Kette, der Ohagah, der Sari und der Sadjira, ein Dreieck, welches vollständig ein Thal einschließt, das auf seiner breitesten Linie sechs Meilen haben mag, an der Spitze aber höchstens drei breit ist. Dieses Thal,

eine wahre Oase in Folge der Frische, welche die Nachbarschaft der Berge, die nicht über drei tausend Klafter hoch sind, während der größten Sommerhitze dort erhält, gehört Tuan Thsermaï. Dort finden wir ihn am Tage nach dem Abend, der in dem Pavillon des Mynheer Cornelis auf so verhängnißvolle Weise schloß.

Der Wohnsitz Thsermaï's lag in dem südlichen Theil des prachtvollen Thales, auf dem der Ebene zunächst liegenden Berge Sari.

Von dem Vater des jungen Prinzen gebaut, war es nicht, gleich den meisten Palästen der malayischen Großen in der Nähe der Dörfer und in der Mitte bebauter Felder errichtet worden; man gelangte zu demselben auf einem Wege, der sich durch den Wald schlängelte, welcher die ersten Absätze des Berges bedeckte.

In diesem Walde fand man alle Gattungen der tropischen Vegetation; das dicht verschlungene Unterholz derselben diente als unzugängliche Zufluchtsstelle für die Eber, die Hirsche, die Rehe und für wilde Pfauen, während in den höheren Zweigen die tausend verschiedenen Arten der Papageien spielten und ihr widerliches Geschrei ertönen ließen, und die Paradiesvögel ihr Purpur- und Goldgefieder zeigten.

Aus einer gewissen Entfernung gesehen, würde

der Palast Thsermaï's mehr einer Stadt als einem fürstlichen Schlosse geglichen haben.

Rings um das Hauptgebäude, welches im maurischen Style aufgeführt war, und dessen alabasterweiße Kuppeln, dessen frei zugespitzte Minarets, dessen buntfarbige Bogengänge, Alles zeigten, was die Künste der Araber und Perser Feenhaftes und Elegantes erfunden haben, sah man die Schöpfungen eines chinesischen Architecten, dessen Einbildungskraft allen Eingebungen seiner phantastischen ungeregelten Launen den Zügel hatte schießen lassen. Lusthäuser von Stukaturarbeit, durchbrochen in Spitzen, Porzellanhäuschen, Bambushütten, bald zwanzig Fuß hoch über dem Boden, bald in der Gestalt von Thieren oder Werkzeugen, erschienen als unzusammenhängende Einfälle, waren aber mit einander durch Gewölbe, durch Gänge, durch unterirdische Verbindungen, verknüpft, ebenso originell in der Anordnung und der Gestalt, wie das Gebäude selbst.

Seit seiner Ungnade hatte Thsermaï den maurischen Palast und die Gemächer verlassen und lebte mit seinen Weibern und seinen Sclaven in den chinesischen Bauten.

Während der Hitze des Tages pflegte er sich gern in einer Muschelgrotte aufzuhalten, die mit den prachtvollsten Korallen, Seegewächsen und Schnecken der Südsee bekleidet war. Ein

Wasserstrahl fiel an dem oberen Theile dieser Grotte herab, der Alles gleich einem undurchdringlichen Schleier gegen die Hitze des Tages, so wie gegen die zudringlichen Blicke der Dienerschaft, verschloß.

In dieser Grotte finden wir Thsermaï wieder. Er lag auf silbergestickten grünen Kissen. Er sog nicht die frischen Dünste des persischen Narguile oder des indischen Huka ein; nicht den milden Wohlgeruch des orientalischen Tabaks, sondern den scharfen Rauch einer Cigarre, wie ein holländischer Reishändler es in seinem Comptoir zu Batavia gethan haben würde.

An seiner Seite kauerte der braungekleidete Mensch, den wir bei Mynheer Cornelis an Harruch die narkotische Pfeife reichen sahen, dessen Dunst auf das Hirn des Eusebius van der Beek einen so mächtigen Einfluß übte. Der Mensch trug jetzt die Kleidung eines malayischen Seemanns und glich auf eine auffallende Weise dem, welcher Eusebius an dem Tage nach dem Tode des Doctor Basilius auf dem Damme von Tjiliwong anredete.

„Weshalb willst Du fort, Nungal,“ fragte Thsermaï.

„Weil es sein muß,“ entgegnete dieser.

„Wohin gehst Du?“

„Zu der Vollbringung unserer Pläne.“

„Aber fürchtest Du nicht, daß ich strauchle, wenn Du Dich von mir zurückziehst?“

„Mein Geist wird an Deiner Seite bleiben.“

Der Javanese senkte den Kopf und versank in schweigendes Nachdenken.

„Nun,“ sagte er endlich, „Du hast mir Geheimnisse in das Gedächtniß zurückgerufen, die ich in das Grab versenkt glaubte; Du hast mir erzählt, was Basilius, der seit beinahe einem Jahre die Beute der Würmer ist, allein wissen konnte; Du hast mir die Beweise einer übermenschlichen Macht gegeben, welche meinen Geist fesselte und Du beweisest mir zu gleicher Zeit eine Theilnahme, welche Dir mein Herz gewann. Aber ehe ich die wichtigen Pläne weiter verfolge, die meinen Kopf in Gefahr bringen können, laß mich noch eine Frage an Dich richten und versprich mir darauf zu antworten. Wer bist Du?“

„Habe ich es Dir nicht gesagt, Thjermaï?“ antwortete der Malaye mit ironischem Lächeln. Man nennt mich Nungal und ich bin der, welcher über die Tzingaris oder Zigeuner des Meeres herrscht. So ärmlich auch mein Aeußeres ist, gebiete ich dennoch über Flotten, um welche die mächtigsten Herrscher dieser Welt mich beneiden würden, und noch über etwas Besseres, als über die elende Zusammenstellung von Brettern und

Tauen — über fürchterliche Menschen, die kein anderes Vaterland haben, als die endlose Fläche des Oceans und die, seit der Kindheit daran gewöhnt, mit dem Meere zu spielen, nicht einmal das Wort Gefahr kennen. Meinem Willen gleich Sclaven unterworfen, werden sie auf ein Wort von mir aufstehen, um Dir Beistand zu leisten. — Was ist noch weiter nöthig, um aus Thsermaï den König von Java zu machen?"

„Das war es nicht, was ich wissen wollte, Nungal," entgegnete der Javanese. „Ich kenne die Wildheit und die Tapferkeit der Tzingari durch den Schrecken, den ihr bloßer Name den Bewohnern des indischen Archipels einflößt; ich weiß, daß vor ihnen selbst die europäischen Soldaten entfliehen würden, wie vor einer Wolke von Heuschrecken. Du versprachst mir ihren Beistand zur Wiedergewinnung nicht etwa des Fetzens von Macht, den ich von der Freigebigkeit unserer Herren besaß und den deren Ungerechtigkeit mir entrissen hat, sondern um den Rang, welchen meine Voreltern in diesem Lande einnahmen, in seiner ganzen Ausdehnung wieder zu erlangen. Ich sagte Dir dafür meinen Dank und ich wiederhole Dir, daß meine Dankbarkeit nicht hinter der Wohlthat zurückbleiben soll. — Doch das war es nicht, was ich zu wissen wünschte."

„So sprich denn."

„Nicht nur die Horden des Meeres hat Nungal seinem Willen unterworfen, sondern er gebietet auch über jene geheimnißvollen Geister, die es zwischen Himmel und Erde gibt, welche die Christen Dämone nennen und denen wir den Namen der Devas und der Dschiuns beilegen. — Wäre es anders, wie könnte dann Nungal wissen, was vor mehreren Jahren zwischen dem alten holländischen Doctor und seinem Zögling gesprochen wurde? — Wer konnte ihm das mittheilen, was mit dem Todten, der es hörte, gestorben ist, wenn es nicht der irrende Geist des Basilius war? Diese Geheimnisse sind es, die ich kennen zu lernen wünsche, Nungal!"

„Deine Bitte kommt zu gelegener Zeit, Thsermaï, denn ich selbst hatte eine an Dich zu richten."

„Sprich, und wenn es in meiner Macht liegt, Dich zu befriedigen, so schwöre ich Dir, daß Du haben sollst, was Du wünschest."

„Du hast unter Deinen Bedaja's eine Schönheit, die mir gefällt und ich will, daß Du sie mir gibst."

„Nungal, Du wirst meinen Palast entvölkern! Um Dich zu befriedigen, habe ich die weiße Tochter Hollands geopfert; durch die Schlange Harruch's gebissen, verdankt sie die Verlängerung ihres Lebens nur den Gegengiften, mit

denen Du sie gegen den Biß dieses Thieres versehen hattest; aber ungeachtet Deiner Mittel wird sie erliegen. Willst Du denn, daß ich keine Tänze mehr haben soll, um meine Langeweile zu vertreiben und süße Gesänge, um mich einzuschläfern?“

„Das Wort Thsermaï's ist nicht wie der Flaum, der aus der Frucht der Baumwollenstaude bricht; ein Hauch genügt, um die weißen Fäden umher zu treiben.“

„Nein, Nungal, ich habe Dir mein Versprechen gegeben und ich werde es halten. Wähle daher eine meiner Bedaja's, sei sie braun, wie die Schale der Granate, oder weiß, wie die Blume der Gardonia — Du kannst sie nehmen und sie wird Dir zu Deinem Volke folgen; ich mache nur eine Ausnahme.“

„Und wenn es nun eben diese Eine wäre, die ich will?“

„So bezeichne sie, Nungal, und laß mich meine Worte nicht ferner verlieren.“

„Die, welche ich begehre, ist nicht braun, wie die Schale der Granate, sie ist nicht weiß, wie die Blume der Gardonia, sie ist gelb, wie die Lilie, die an dem Ufer der Bäche wächst, und dennoch von allen Deinen Bedaja's die Schönste.“

„Arroa, die Tochter Argalenkas!“ rief Thser-

maï, dessen braunes Gesicht eine leichenhafte Blässe annahm, und in dessen Auge das Blut trat.

„Du hast sie genannt, Thsermaï," erwiederte Nungal mit der größten Gleichgültigkeit. „Aber weshalb wechselst Du die Farbe?"

„Nungal, fordere von mir, was Du willst!" rief der Javanese, dessen Ton bebend und abstoßend geworden war; „verlange von mir alle andern Bedaja's, die den Palast bevölkern; fordere von mir meinen schwarzen Panther, der meine Sandalen wie ein junger Hund leckt; begehre Felder und Wälder, um Dich reich zu machen; verlange meinen Palast und ich werde Dir das Alles nicht verweigern, doch sprich nicht von Arroa; nein, ich kann sie Dir nicht abtreten!"

„Wozu bedürfte ich Deiner Reichthümer? Was könnte ich mit Deinem Palaste anfangen? Was ich will, Thsermaï, ist das gelbe Mädchen mit den schwarzen Gazellenaugen."

„Und ich verweigere sie Dir, Nungal."

„Ist es Dir gefällig, mir zu sagen, weshalb?"

„Ich weiß es nicht; es ist mir unmöglich, das zu erklären, was in mir vorgeht; aber seitdem sie meinen Palast bewohnt, habe ich über sie alle Gefährtinnen vergessen. Die beiden Tage, die ich fern von Arroa zubrachte, erschienen mir als Jahrhunderte; ich glaube wirklich, daß ich sie liebe."

„Wenn man Dir nun sagte, daß Du den Thron, von dem Du träumst, nur gewinnen könntest, indem Du sie opferst?“

„Zwischen einer ungewissen Zukunft und dem süßen Blick, der mich berauscht und den wollüstigen Liebkosungen, die mir das Paradies auf Erden zaubern, würde ich nicht schwanken, Nungal.“

„Kind!“ erwiederte der Malaye mit einem Lächeln, welches zugleich Mitleid und Geringschätzung verrieth, „Kind, das den Elementen und den Mächten einer andern Welt gebieten will, und das seine eigenen Leidenschaften nicht zu beherrschen vermag!“

Der Javanese verstand die Lehre und senkte den Kopf; indeß war die Bitterkeit dieser Vorwürfe nicht ohne die Beimischung einer gewissen Süßigkeit; es schien ihm, als würde er Arroa bewahren.

„Höre, Thsermaï,“ fuhr der Malaye fort, „die Augenblicke sind kostbar und wir dürfen keinen verlieren. Ich muß diesen Abend noch die Küste verlassen und morgen auf dem Meere sein; in einem Monat siehst Du mich wieder.“

„Was habe ich bis dahin zu thun?“

„Du setzest Dein Werk fort, Du fachst zwischen den Eingebornen und ihren Eroberern das Feuer der Zwietracht an, Du äußerst Dein Mitleid über die Leiden der Unterdrückten, Du

kömmst ihnen im Fall der Noth zu Hülfe, Du beutest jede Unzufriedenheit, jeden Haß, jedes Bedürfniß der Rache aus; in diesem Lande sind das die einzigen Saiten, die wir anzuschlagen brauchen, denn der Glaube an Gott ist bei den Bewohnern mit dem Glauben an Bramah erstorben und was die Vaterlandsliebe betrifft, so kennen sie nicht einmal den Namen derselben. Streue daher Gold aus, ohne Sorge und ohne Furcht, und wenn die Ernte reif ist, siehst Du mich wieder erscheinen, um Dir bei derselben zu helfen."

„Aber Gold," sagte Thsermaï verlegen. „Du weißt, wie wenig die Colonisten mir davon gelassen haben!"

„Morgen wird Ti-Kaï Dir 600,000 Gulden übergeben, die Du zu Deinem Werke verwenden kannst."

„600,000 Gulden? Der Haß Ti-Kaï's gegen die Europäer wird nie bis zu dem Opfer einer solchen Summe gehen."

„Dieses Gold kommt nicht aus dem Beutel des Chinesen."

„Woher kommt es dann?"

„Du hast mir vor zwei Tagen ein Geschenk mit einer weißen Bedaja gemacht, die ich von Dir forderte; heute gebe ich sie Dir zurück, Thsermaï."

„Ach, das arme Mädchen!“ rief der Javanese aus; „vielleicht noch diesen Abend wird sie Gott ihre Seele zurückgeben.“

„Nein, sie wird erst morgen Abend sterben, zu der Stunde, zu welcher die Sonne hinter dem Gipfel des Berges Sari verschwindet, und am Morgen, zu der dritten Stunde des Tages wird Ti-Kaï gekommen sein, ihr die genannte Summe zu überbringen.“

„Aber nocheinmal, woher rührt dieses Gold?“

„Es ist der Antheil dieses Mädchens von der Erbschaft ihres ehemaligen Herrn des Doctor Basilius.“

„Dessen Testament —“

„Dessen Testament ein Drittel des Vermögens, das er seiner Nichte hinterließ, Derjenigen der drei Frauen, die er bei sich hatte, zuschrieb, der es gelingen würde, ein Wort der Liebe von dem Manne dieser Nichte zu erlangen.“

„Was konnte sein Zweck sein, indem er diese sonderbare Anordnung traf?“

„Der Doctor Basilius that nie etwas ohne Grund. Laß den jungen Sproß des Bonanenbaumes die alten Blätter ersetzen, welche unter ihrem Gewichte sich beugen und gelb werden, und wenn er sich in der Kenntniß nicht getäuscht hat, die er von dem menschlichen Herzen hatte, so kannst Du errathen, welches sein Zweck war.“

„Aber,“ sagte Thsermaï, indem er der 600,000 Gulden gedachte, die ihm am Herzen lagen, „darf ich mich denn dessen bemächtigen, was einem Mädchen gehört, das Unterthanin des Königs von Holland ist?“

„Thsermaï, in Holland und in dem übrigen Europa, wie in Java, verschwinden die Armen von der Erde, ohne eine größere Spur zu hinterlassen, wie die Vögel, die die Luft durchfliegen. Deine weiße Bedaja ist in Friesland geboren; ihre Eltern waren so arm, daß sie ihr Kind verkauften, noch ehe es das Alter der Reife erreichte. Der Doctor Basilius ließ sie nach Java kommen. — Der Doctor Basilius ist todt; wer soll sich also um das Verschwinden eines armen Freudenmädchens kümmern? Nimm das Geld und mache davon den Gebrauch, den ich Dir andeutete. Jetzt gib Deine Befehle, damit Arroa ihre Vorkehrungen trifft, mich zu begleiten.“

„Arroa! Du hast also nicht auf Deinen Plan verzichtet, mir Arroa zu rauben?“

„Nicht nur um den Geistern zu gebieten, muß man die Schläge seines Herzens zu unterdrücken wissen, sondern auch, um die Menschen zu beherrschen. Thsermaï, tritt Deine Lehrzeit zu Deinem Königthum an, indem Du Deiner thörichten Leidenschaft Schweigen gebietest.“

„Was kümmert mich der Thron von Java?

Ich trete ihn Dir ab, ich überlasse ihn, schenke ihn Dir, Nungal, wenn nur Arroa mir bleibt."

„Unsinniger, sieh Dich vor!" rief der Malaye mit beinahe drohendem Tone.

„Nungal, ich weiß, daß Deine Macht ungeheuer ist. Seitdem ich Dich kenne, hast Du mich durch das Schauspiel Deiner Gewalt, durch die Beweise, die Du mir von Deiner übermenschlichen Wissenschaft gabst, in Schrecken gesetzt, und dennoch bin ich bereit, Deiner Macht und Deiner Wissenschaft zu trotzen, um dieses Mädchen mir zu erhalten."

„Du würdest das nicht ungestraft thun, Thsermaï; bedenke das wohl und widerstrebe meinem Willen nicht länger."

Bei diesen mit gebieterischer Stimme gesprochenen Worten that Thsermaï einen gewaltigen Satz und sein Gesicht nahm den Widerschein aller Leidenschaften an, die ihn bestürmten.

„Deinem Willen!" schrie er wüthend; „elender Banditenführer, in meinem eigenen Palaste wagst Du es, von Deinem Willen zu sprechen und ihn über den meinigen zu stellen?"

Der Malaye machte nicht die geringste Bewegung; er blieb regungslos stehen.

„Ja," sagte er, „und nicht zum ersten Male wirst Du Dir Glück zu wünschen haben, daß Du nicht Deinem eigenen Willen folgtest."

„Was willst Du damit sagen?"

„Der alte Bapatis, Dein Vater, der über Deine Ausschweifungen erzürnt war, hatte von dem Gouverneur der Colonie einen Befehl erbeten, Dich in eine Festung einzusperren, indem er drohte, einem Deiner Vettern die Herrschaft seiner Provinz zu hinterlassen. — Plötzlich verfiel der Bapatis von Bantam in eine schwere Krankheit; — Der, welcher ihn in den Wissenschaften Europa's unterrichtet hatte, der Doctor Basilius, pflegte ihn und trieb seine Anhänglichkeit so weit, daß er alle Nächte bei dem Kranken zubrachte, und diesen verhinderte, von irgend einer andern Hand ein Heilmittel zu empfangen.“

„Bei dem heiligen Propheten, Malaye, sprich nicht weiter.“

„Beruhige Dich; bewege Deinen Crid nicht in seiner Scheide und höre mich bis zu Ende an; ungeachtet der Sorgfalt des Doctors verschlimmerte sich der Zustand des Bapatis; indeß nicht hinlänglich, nach dem ungeduldigen Wunsche des Sohnes. Während einer Nacht drang er in das Zimmer, in welchem sein Vater, betäubt durch den Trank, den der europäische Arzt ihm gegeben hatte, in unruhigem Schlafe lag. Thsermaï hielt einen Dolch in der Hand, dem ähnlich, den Du dort berührst, und er wollte ihn dem Greis in die Brust stoßen. Der Doctor Basilius beschwor ihn, dies nicht zu thun, und

gab ihm die Versicherung, die Krankheit bedürfe seiner Beihülfe nicht, sondern würde den Greis am nächsten Tage getödtet haben. Der junge Mann widerstrebte, und da er nicht zu dem Bett des Bapatis gelangen und diesen treffen konnte, verwundete er seinen alten Lehrer, worauf dieser ihm befahl, hinauszugehen, indem er sagte —"

„Genug, Nungal!" rief Thsermaï bleich vor Schrecken, und indem er so heftig zitterte, daß seine Zähne auf einander schlugen; „genug, ich weiß das Uebrige. — Die Lichter erloschen plötzlich, und eine übermenschliche Gewalt, welche nicht von den Händen des Basilius kommen konnte, der alt und gebrechlich war, ergriff den Sohn und warf ihn zu dem Zimmer hinaus."

„Ja, aber als am nächsten Tage die Prophezeihung des Basilius sich verwirklichte, als der alte Bapatis vor dem Ende des Tages starb, als man nicht nachsah, ob er Gift im Leibe hätte, und man keinen Dolch in seinem Herzen fand, erbte der Sohn ohne Widerspruch die Reichthümer und die Herrschaft seines Vaters. — Erkennst Du jetzt, Thsermaï, daß es Dir schon früher gelungen ist, einem andern Willen, als dem Deinen, zu folgen."

Thsermaï war stumm und niedergeschmettert; er mußte sich setzen und fuhr mit der Hand über

seine in Schweiß gebadete Stirn, als wollte er einen Blutflecken von derselben wischen.

„Beruhige Dich," fuhr Rungal fort, „und sage mir jetzt, ob ich Arroa haben soll."

„Nein!" entgegnete Thsermaï mit leiserer Stimme als zuvor.

„So sei es denn," sagte der Malaye, „aber dann wird die Gerechtigkeit mir gewähren, was Du mir verweigerst."

„Die Gerechtigkeit!" rief Thsermaï.

„Ohne Zweifel, denn ich werde beweisen, daß das gelbe Mädchen mir gehört. Dieses Mädchen war gleich der weißen Bedaja bei dem Doctor Basilius, der sie auf Deiner Besitzung aus den Händen Deines Verwalters gekauft hatte; Argalenka hat uns neulich Abend Etwas von dieser Geschichte erzählt. — Jedesmal, wenn Du nach der alten Rhede kamst, um Deinen ehemaligen Lehrer zu besuchen, richtetest Du einen Blick des Neides auf das Weib, das er in seiner Wohnung hatte; der Doctor Basilius starb und Du eiltest herbei, um Dich dieses Mädchens zu bemächtigen. Aber schon war es mit seinen Gefährtinnen verschwunden. Am nächsten Tage kam ein mit Lumpen bedeckter Mensch zu Dir, und sagte Dir, er sei der Herr des Mädchens mit den schwarzen Sammtaugen und dessen Gefährtin mit der weißen Haut, und Du botest ihm Gold,

wenn er sie Dir abtreten wollte; der Mensch verweigerte Deine Bitte, aber er that mehr, als Du verlangtest; er erbot sich, sie unter Deine Tänzerinnen unter der Bedingung eintreten zu lassen, daß Du sie Dem zurückgeben solltest, der Dir die Hälfte eines Ringes, welchen er zerbrach, überreichen würde. — Sieh hier die Hälfte des Ringes und jetzt frage ich Dich zum dritten Male: willst Du mir das gelbe Mädchen geben?"

„Ja, wenn Du sie nehmen kannst!" rief Thsermaï, indem er gleich einem Panther emporsprang und auf Nungal einen furchtbaren Stoß mit dem Crid führte, den er heimlich aus der Scheide gezogen hatte.

Der Malaye taumelte und Thsermaï glaubte ihn getödtet zu haben, aber Nungal richtete sich wieder auf, öffnete den Sacong, zeigte seine Brust und ließ ein Panzerhemd von den feinsten Stahlringen blicken. Die Schutzwehr war von dem Stahle des Crid nicht durchbohrt worden; es zeigten sich kaum einige kleine Blutstropfen, welche der fürchterliche Stoß der Brust erpreßt hatte.

„Ich hatte mich damit versehen, indem ich meiner Feinde gedachte," sagte der Malaye mit spöttischem Tone. „Du vergaßest das, Thsermaï."

Thsermaï war niedergeschmettert durch die Erfolglosigkeit seines Angriffes und blieb wie

erstarrt stehen. Dann wich er einen Schritt zurück und setzte sich in Vertheidigungszustand. Doch Nungal schüttelte den Kopf und sagte mit einem eigenthümlichen Lächeln, welches, indem es seine Lippen verzerrte, weiße spitze Zähne zeigte, wie die des Leoparden:

„Höre! Wenn es eine einzige Falte Deines Herzens gäbe, in die ich nicht eingedrungen bin, so hättest Du mir eben jetzt das Maß der Dankbarkeit geliefert, welche man von einer solchen Seele, wie die Deinige, erwarten darf."

„Der Dankbarkeit? Was habe ich denn von Dir erhalten, um Dir dankbar zu sein? Versprechungen, das ist Alles. Hast Du je gesehen, daß man für Versprechen zur Dankbarkeit verpflichtet ist?"

„Ich glaubte weiter mit Dir zu sein, Thsermaï. Als ich Dich in Batavia traf, besudeltest Du Dich durch die niedrigsten Ausschweifungen. Dein Haß und Deine Pläne der Rache gingen in Rauch auf, wie der einer Cigarre, die zu Deinen Füßen verlöscht. — Dem Allen gab ich einen Körper; ich lehrte Dich, wie Du die Rache befriedigen und den Haß ausüben könntest, indem Du zugleich Deinem Ehrgeiz dientest. Ich stachelte Dich an, bis ich Dich entschlossen sah, die Bambusbänke der Schenken, auf denen Du lebtest, gegen den Thron Java's zu ver-

tauschen, welcher der Diamant der Südsee ist. Ich machte für Dich die Elemente des Aufstandes ausfindig, der Dich zum König erheben wird. Ich stellte an Deine Seite den Kern des Heeres der Unzufriedenen, das Deinen Ruhm und Dein Glück machen kann; ich deutete Dir an, wie Du das unterirdische Werk leiten könntest, bis zu dem Tage, an welchem die Holländer den Boden unter ihren Füßen durchwühlt erblicken, und vergebens versuchen würden, zu fliehen, und dann unter den Trümmern versinken. Ist denn das Alles nichts?"

„Es ist, so lange der Erfolg Deine Versprechungen nicht gerechtfertigt hat, nichts als ein Traum."

„Mag sein; aber diesen Traum werden wir verwirklichen."

Thsermaï machte eine Bewegung.

„Es wundert Dich," fuhr Nungal fort, „daß ich nach Deinem versuchten Mordanfall noch geneigt bin, Dir zu dienen? Nun wohl! Ich hege für die Menschen eine so tiefe Verachtung, daß ich ihre Gefühle in Beziehung auf mich geringschätze, mögen sie nun gut oder schlecht, freundschaftlich oder feindlich, sein. Es paßt für meine Pläne, für den Haß, den ich vielleicht gleich Dir in meinem Herzen nähre, die Vernichtung Derer herbeizuführen, welche diese Insel besitzen

und beherrschen. Rechne daher noch immer auf den Beistand Nungals; zugleich aber habe ich mein eigenes Werk zu vollbringen und ich schreite demselben mit der Unwandelbarkeit entgegen, welche das Bewußtsein meiner Kraft mir verleiht. Versuche nie, ihm hemmend in den Weg zu treten, Thsermaï, denn ungeachtet meines guten Willens für Dich würdest Du dabei zerschmettert werden, wie dieses Glas."

Indem Nungal diese Worte sprach, stieß er einen Crystallbecher, der Sorbet enthalten hatte, vom Tische, daß er am Boden in tausend Stücke zerbrach. „Du darfst mir glauben, Thsermaï," fuhr Nungal fort, „daß ich diese Bedaja nicht unter dem Einflusse einer eitlen Laune von Dir verlange; nein, die Zeit ist für mich verschwunden, wo die Leidenschaft mich zu dergleichen thörichten Forderungen hinriß; ich bin eben so gleichgültig gegen den Zauber der schönen Augen, die Dich wahnsinnig machen, als gegen den Dunst, der auf dem Gipfel der Berge menschliche Gestalten annimmt und in welchem die Blicke der geblendeten Reisenden die Wesen höherer Art zu erkennen suchen, welche der Mensch in seinem Stolze zu Vermittlern zwischen sich und Gott macht. Nein, Die, welche ich von Dir erbitte, von Dir fordere, von Dir verlange, ist eines der Räder zu dem Werke, an welchem ich arbeite,

und eher sollten alle Bedaja's und alleRanguns der ganzen Insel untergehen, als daß ich dieses Werk mißlingen sähe! — Ich wiederhole Dir also, hier ist die Hälfte des Ringes; Arroa gehört mir und ich will sie haben."

„Nimm sie," erwiederte Thsermaï mit einem Tone, dessen Niedergeschlagenheit und Ergebung auffallend mit den wüthenden Worten contrastirten, durch welche er auf die ersten Forderungen Rungal's geantwortet hatte, besonders aber mit der Handlung, die er zu vollbringen versuchte.

„Auf, sei ein Mann!" nahm der Malaye wieder das Wort, „und weihe diesem Kummer nicht eine Thräne, die einen viel höheren Werth hat."

Und als Thsermaï über seine Wangen diese Thräne rinnen ließ, statt sie zu trocknen, fuhr Rungal fort:

„Obgleich Dein Schmerz mir eines Mannes unwürdig erscheint, rührt er mich dennoch. Erst in einem Monat wird die Tochter Argalenka's mir zu meinen Plänen nützlich sein; während dieser Zeit magst Du sie in Deinem Harem behalten. Erschöpfe, wenn Du kannst, Deine thörichte Leidenschaft für sie, ist aber dieser Monat verflossen, dann liefere sie aus, ohne eine Bemerkung zu machen, ohne Dir den geringsten

Widerstand zu erlauben; übergib sie den Händen Dessen, der Dir in meinem Namen diesen halben Ring vorzeigen wird."

„Ich danke Dir, Nungal," erwiederte Thsermaï.

„Und Du schwörst mir, zu thun, was ich verlange?"

„Ich schwöre es Dir."

„Nun gut; ich habe übrigens einen Bürge dafür, daß Du Dein Versprechen halten wirst."

„Welchen, Nungal?"

„Ich kenne Deine Geheimnisse und Du kennst die meinigen nicht. Versuchst Du Widerstand, wie Du es heute thatest, so wird der Colonialrath von dem unterrichtet, was an dem Sterbebette Deines Vaters zwischen dem Doctor Basilius und Dir vorgefallen ist."

Thsermaï schüttelte den Kopf.

„Glaube mir, Nungal," erwiederte er, „mein Wort ist mehr werth, als Deine eitlen Drohungen. Wie Du das Geheimniß erfahren hast, auf welches Du anspielst, ist nur Dir und der Hölle bekannt, aber es würde Dir sicher nicht viel nützen, denn Du könntest Deine Anklage nicht auf Beweise stützen."

„Bah!" sagte höhnisch lachend der Malaye, „der Doctor Basilius war ein weiser, verständiger Mensch und ein zu geschickter Rechner, als daß er einen Schatz von diesem Werthe hätte

verloren gehen lassen. — In einem Monat also, und jetzt lebe wohl, Thsermaï."

Indem der Malaye diese Worte sprach, sprang er durch den Wasserstrahl, welcher dem Eingange der Grotte als Vorhang diente. Während einer Secunde schäumte der Wasserfall um ihn her und bedeckte seine Kleider mit einem feinen Schaum; dann nahm er seinen gewöhnlichen Lauf wieder an, und durch seinen buntgefärbten Strahl konnte Thsermaï sehen, wie Nungal sich durch einen der Gänge des Gartens entfernte. Aber der Javanese schien diese Entfernung nicht zu bemerken. Er war in Gedanken versunken.

„Wie könnte der Doctor Basilius Beweise eines Verbrechens hinterlassen haben, dessen Bestrafung ihn gleich mich getroffen haben würde?" sagte er endlich zu sich selbst, und hätte er sie hinterlassen, wie wären sie dann aus den Händen van der Beek's, seines Erben, in die Nungal's gekommen? Dieser Malaye ist zu Allem fähig," fuhr er nach kurzem Schweigen fort. „Doch gleich viel — ich muß jedenfalls van der Beek wiedersehen."

Dann that er mit der Klinge seines Crid einen Schlag auf einen Gong, der sich in seinem Bereiche befand. Auf dieses Zeichen hörte das Wasser wie durch Zaubergewalt zu strömen auf,

und einer der Diener Thsermaï's erschien an dem Eingange der Grotte.

„Bringe Arroa und meinen schwarzen Panther her," sagte Thsermaï.

Einige Minuten später kam ein prachtvolles Thier mit schwarzem Fell und topasfarbigen Augen, leicht und anmuthig in seinen Bewegungen, wie eine junge Katze, doch fürchterlich in seinem Schein der Sanftmuth und Schmeichelei, auf seinen Herrn zugesprungen, und Arroa, die gelbe Bedaja, erschien, schön und lachend, in dem Eingange der Grotte, dessen nasser Vorhang hinter ihr niedersank, sobald sie eingetreten war.

IV.

Das Codicill des Doctor Basilius.

Die Sonne war seit mehreren Stunden aufgegangen, als Eusebius van der Beek an dem Tage, nach dem bei Mynheer Cornelis verbrachten Abend, nach Weltevrede zurückkehrte.

Was auch der Notar Maes über die Unwürdigkeit dieses Fortbewegungsmittels gesagt haben mochte, so legte Eusebius dennoch zu Fuß die Strecke zurück, die ihn von der Stadt trennte.

Der Diener, welcher ihm die Thür seines Hotels öffnete, trat erschrocken zurück, so blaß

war das Gesicht seines Herrn, so sehr schien es entstellt zu sein. Er fragte, was ihm fehle, doch Eusebius antwortete ihm nicht, sondern ging nach seinem Cabinet, und kaum hatte er dasselbe betreten, als er sich dort einschließen wollte.

„Herr," sagte der Diener, indem er leise die Thür zurückschob, „wollen Sie denn die Madame nicht sehen?"

„Was kümmert das Dich?" schrie Eusebius wüthend, „und wer hat Dir das Recht gegeben, meine Handlungen zu belauern?"

„Ich sagte es nur, weil Madame schon mehrmals nach Ihnen gefragt hat."

„Nun gut, später werde ich zu ihr hinauf gehen," erwiederte Eusebius, der zum ersten Male in seinem Leben zögerte, Esther zu umarmen.

Der Diener blieb noch immer an der Thür stehen und betrachtete seinen Herrn staunend.

„Worauf wartest Du?" rief dieser mit einer Art von Wuth.

„Daß Sie mir die Adresse des Arztes geben, den ich für die Madame holen kann. Wir wissen nicht, welchen wir wählen sollen, während der Herr, der der Neffe des verstorbenen Doctor Basilius ist, mehrere kennen muß."

Eusebius, der die ersten Worte seines Dieners mit einer Art von einfältigem Stumpf-

sinn angehört hatte, schien plötzlich zu erwachen, ergriff den Menschen beim Kragen und rief:

„Sprich nie diesen verfluchten Namen in meiner Gegenwart aus, wenn Du nicht augenblicklich aus dem Hause gejagt sein willst."

Nach einer Pause, während welcher man hätte glauben können, er würde ersticken, fuhr er dann fort:

„Was willst Du mit einem Arzte sagen? Sprich! Ist Madame krank?"

Eusebius sprach diese letzten Worte mit einer Rauheit aus, die nicht in seiner Gewohnheit lag, besonders wenn die Rede von seiner Frau war. Wenn auch der Name des Doctor Basilius ihn an traurige Ereignisse der Vergangenheit und an die Besorgnisse vor der Zukunft erinnerte, so durfte doch der Esther's ihn nur an eine Pflicht mahnen. War denn sein Gewissen nicht ohne Eifersucht, daß der Gedanke an diese Pflicht ihm wie ein Gewissensbiß erschien?

„Herr," stammelte der Diener ganz erstaunt, „es ist nur, weil man glaubt, es würde heute sein."

Bei diesen Worten verschwanden alle Gedanken, welche Eusebius die Gegenwart seiner Frau fürchten ließen. Er eilte die Treppe hinauf, lief nach dem Zimmer Esther's, die er in

dem Bette fand und die ihm unter ihren Leiden zulächelte.

„Mein Freund, ich danke Dir," rief die junge Frau, indem sie ihrem Manne die Arme entgegenstreckt; „ich danke Dir, denn ich würde unglücklich gewesen sein, wenn nicht der erste Blick Deines Kindes Dich getroffen hätte."

Eusebius bedeckte seine Frau mit den zärtlichsten Küssen; er hatte Alles vergessen.

Nach einigen Augenblicken zärtlichen Geplauders über das Kind, welches geboren werden sollte, sagte Esther: „Wie spät Du nach Hause kommst! — Es ist das erste Mal, Eusebius, daß Du eine ganze Nacht fern von mir zubrachtest."

Eusebius' Blässe verwandelt sich in dunkle Röthe; er senkte die Augen unter dem ruhigen klaren Blicke der jungen Frau.

„Der verhaßte Herr Maes wird Dich verführt haben," fuhr sie fort. „Aber ich zürne ihm deshalb nicht, denn ich hatte ihn gebeten, es zu thun."

„Du, Esther! Du hattest ihn gebeten, mich dahin zu führen, wo er mich hinbrachte?"

„Ohne Zweifel. — Ich hoffte, daß die Lustigkeit dieses dicken Menschen ansteckend für Dich sein würde, so daß Du zuletzt fändest, die Vergnügungen wären die passende Beendigung für einen wohlangewendeten Tag und Du wür-

dest bei der Anwendung seines Receptes Deine sorgenvolle Stirn verlieren."

„Esther!" rief Eusebius, „Du hast einen großen Fehler begangen. Wolle Gott, daß Du es niemals zu bereuen hast."

„Ach, mein Gott, Du erschreckst mich! Was ist denn diese Nacht vorgegangen? Aber das Glück, Dich wieder zu sehen, hatte mich in der That verhindert, zu bemerken, wie blaß Du bist und in welcher Unordnuug Deine Kleider sind. Sprich, sprich, mein Eusebius; ich liebe Dich so sehr, daß ich nur auf Dein Glück eifersüchtig bin."

Eusebius schrak von einem offenen Geständniß zurück. Die Lüge, zu der er seine Zuflucht nehmen zu müssen einsah, vermehrte noch seine üble Laune gegen sich selbst; er konnte derselben nicht freien Lauf lassen, ohne sich selbst anzuklagen, und sie brach daher gegen Esther los.

„Ja, so sind die Frauen!" rief er heftig. „Sie sehen nichts als ihre Liebe und es scheint Ihnen, als wenn auf der Welt nichts weiter bedroht werden könnte!"

„Eusebius, so hast Du noch nie zu mir gesprochen!" rief Esther.

„Weshalb sprichst Du das Wort Eifersucht aus, welches meiner Meinung nach so albern und so lächerlich ist?"

„Im Gegentheil, mein Freund, ich gab Dir

eben die Versicherung, daß ich nicht eifersüchtig bin!"

„Bah! Das ist ein Vorwand, um die Eifersucht zu zeigen."

„Wahrlich, mein Freund, ich erkenne Dich nicht wieder, und wenn ich nicht volles, unbedingtes Vertrauen in Dich setzte, so wäre Deine Sprache, an die Du mich so wenig gewöhnt hast, wohl der Art, mir Verdacht einzuflößen."

„Welchen Verdacht? Laß hören. Ich verlange, daß Du Dich deutlicher aussprichst!" rief Eusebius außer sich. „Weil ich eine Nacht in Geschäften verbrachte, weil der verhaßte Maes mich dahin brachte, beklagenswerth abzuschließen — ist das ein Grund, mich mit Deinen beleidigenden Vermuthungen zu überhäufen?"

„Aber welche Vermuthungen habe ich denn ausgesprochen, mein Gott?" rief die arme Frau, welche bemerkte, daß die Unruhe ihres Mannes, statt sich zu vermindern, sich noch steigerte und die dadurch auf ganz andere Gedanken gebracht wurde. „Siehst Du, Eusebius," fuhr sie fort, indem sie zwischen den Thränen, die langsam ihre Wange herabrannen, zu lächeln versuchte, „siehst Du wohl, Du weißt ja, daß ich das vollste Vertrauen in Dich setze, daß ich an Dich glaube, wie an Gott. Sagst Du nun, ich habe dies gethan und bin dort gewesen, so glaube ich es

unbedingt. Bei dem Haupte des Kindes, das ein neues Band zwischen uns bilden wird, schwöre ich Dir, daß ich nie den geringsten Zweifel an die Wahrheit dessen gehegt habe, was Du mir sagtest. Ach, Eusebius, wenn ich Dich beleidigt habe, so verzeihe mir," fügte Esther hinzu, indem sie ihrem Manne ihre reine weiße Stirn bot, umkrönt mit blondem Haar, das in seidenweichen Locken unter ihrer Haube hervorfiel.

Eusebius blieb traurig und schmollend.

„Willst Du, daß ich Dir einen neuen Beweis meines Vertrauens zu dir gebe?" fügte sie nach einer Pause hinzu.

„Sprich," sagte der junge Mann, indem er die Hand seiner Frau ergriff.

„Nun wohl; ungeachtet der dringenden Vorstellungen des Herrn Maes habe ich nicht gewollt, daß er Dich von dem beleidigenden Codicill in Kenntniß setzte, welches unser Onkel seinem Testament hinzugefügt hat."

„Das Codicill besteht also wirklich?" rief Eusebius. „Mein Gott, ich wollte daran zweifeln. Wenn es aber besteht, so ist das, was diese Nacht vorging, kein Traum, wie ich mich seit diesem Morgen überreden wollte! — Der Schlangenbeschwörer, die eigenthümliche Vision, welche mich Esther sterbend erblicken ließ; — die Rangune, — der Traum, — das Alles

sind Wirklichkeiten, und Basilius hat über mich seinen ersten Triumph errungen. Ha, ich höre sein frohlockendes Gelächter!“

Indem Eusebius so sprach, schien er von Wuth ergriffen zu werden.

„Mein Gott, er wird wahnsinnig!“ rief Esther, deren bleicher Kopf leblos auf das Kissen zurücksank.

Der Anblick der Gefahr, in welcher seine Frau schwebte, brachte Eusebius wieder zu sich; er warf sich auf das Bett Esther's, küßte ihre eiskalte Hand, versuchte sie in das Leben zurückzurufen, und als ihm dies nicht gelingen wollte, klingelte er ihren Frauen, die sich beeilten, ihr Beistand zu leisten.

Der Arzt war herbeigerufen worden und erschien jetzt. Mit zwei Worten setzte Eusebius ihn von dem Vorgefallenen in Kenntniß. Er erklärte, daß Esther's Lage im höchsten Grade gefährlich sei; daß die heftige Erschütterung, die sie wahrscheinlich erlitten hätte, unfehlbar eine Krisis herbeiführen würde, durch welche die Mutter oder das Kind, das sie unter ihrem Herzen trug, vielleicht auch alle Beide, mit dem Tode bedroht würden. Er verlangte von Eusebius, ihn allein bei der Kranken zu lassen, denn er fürchtete die Erschütterung, die sie beim Wieder-

erwachen empfinden möchte, wenn sie ihren Mann an ihrem Lager erblickte."

Eusebius war in Verzweiflung, aber er schöpfte Muth ans dem Uebermaß seines Schmerzes und verließ das Gemach.

Auf der Schwelle fand er seinen Diener, welcher ihm sagte, daß ein Herr seiner im Cabinet warte und dringend verlange, ihn zu sprechen.

Eusebius wollte zuerst die Antwort geben, er sei für Niemand zu sprechen, aber er bedachte, daß er durch Geschäfte das beste Mittel der Zerstreuung finden würde und ging hinab. Der seiner wartende Herr war Niemand anders als unser alter Bekannter, der Notar Maes.

Eusebius hätte vergebens auf dem Gesicht des Notars die Spuren der Orgie vom vergangenen Abend gesucht, welche Eusebius' Physiognomie so sehr veränderte. Herr Maes war roth und frisch, ruhig und lächelnd; seine Halsbinde zeigte eine tadellose Weiße und in seinem schwarzen Anzuge, wie auf seinem Gesichte verrieth nicht eine einzige Falte die bachantischen und choregraphischen Excesse, deren er sich bei Mynheer Cornelis schuldig gemacht hatte. Als er Eusebius erblickte, reichte er ihm die Hand und begleitete diese Bewegung mit einem beinahe ehrerbietigen Gruße.

Er vereinigte den Genossen der Lustigkeit mit dem Clienten.

„Was wollen Sie hier?“ rief Eusebius ihm mit beinahe drohendem Tone zu. „Haben Sie noch nicht genug an den Thorheiten, die Sie mich diese Nacht begehen ließen?“

„Ich werde meinem lieben Herrn van der Beek bemerken,“ entgegnete Herr Maes mit einem zugleich freundlichen und würdigen Tone, „daß ich die Ehre habe, sein Notar zu sein und daß ich in seinen Geschäften, und nicht in den meinigen, gekommen bin. — Wenn aber mein Client mich um meine Ansicht über das befragt, was er die Thorheiten dieser Nacht zu nennen beliebt, so gestehe ich dem Herrn van der Beek, daß es deren zu viel gegeben hat, viel zu viel.“

Indem Herr Maes diese Worte sprach, schlug er mit der einen Hand auf ein gestempeltes Papier, das er zusammengefaltet in der Hand hielt.

„Ja,“ erwiederte Eusebius, „und hätte ich nicht das Recht, Sie der Mitschuld bei der Schlinge anzuklagen, die mir gelegt wurde, Sie, den ich als meinen Freund hätte betrachten sollen?“

„Ich war es in der That, Herr van der Beek. Wenn ich in dieser Stunde nur noch Ihr Notar bin, so war ich in der, zu welcher sich

die Ereignisse, deren Sie erwähnen, zutrugen, mit den Banden einer wahren Freundschaft an Sie gefesselt."

„Eine hübsche Freundschaft, die darin besteht, mich an einen nichtswürdigen Ort zu führen, und mich, an Händen und Füßen gebunden, dem höllischen Menschen, der mich verfolgt, oder dessen Agenten, zu überliefern."

„Wahrlich, Herr van der Beek, ich verstehe Sie nicht."

„Wenn Sie nicht der Mitschuldige Derer gewesen sind, denen es mit Hülfe irgend einer mir unbekannten Missethat gelungen ist, meine Sinne zu betäuben, weshalb ließen Sie mich dann in ihren Händen, weshalb verließen Sie ohne mich Mynheer Cornelis?"

„Herr van der Beek," entgegnete Herr Maes mit beinahe feierlichem Tone, „der Notar Maes hat die Gewohnheit, sich nie um das Thun und Lassen des Privatmannes, Herr Maes, zu bekümmern, und ich fordere Sie auf, diese weise Zurückhaltung nachzuahmen. Wir würden damit das gewinnen, ernste Angelegenheiten nicht mit denen zu verwechseln, die es nicht sind. Haben Sie wirklich gegen Herrn Maes die Anklage auszusprechen, die soeben über Ihre Lippen ging, so suchen Sie ihn auf und er wird Ihnen antworten. Dies zu thun aber verträgt

sich nicht mit der Würde des Notars. Die Wahrheit ist indeß, daß dieser Letztere sich an Nichts von dem erinnert, dessen Sie erwähnen."

„Das glaube ich wohl; Sie waren schwer betrunken!"

Herr Maes antwortete nicht auf diese Beschuldigung; seine Augenwimper verschleierten leise seine großen Augen, wie dies bei einem Menschen zu geschehen pflegt, der sich durch die Erinnerung an einen Genuß entzückt; das war Alles.

„Sie haben jetzt nur Ihren Notar vor sich, der gekommen ist, um Ihnen, als seinem Clienten, zu sagen: Was soll ich von diesem Actenstücke denken, welches von Ihnen 600,000 Gulden verlangt, in Folge der Bedingungen des Codicills, welches dem Testamente des Doctor Eusebius, Ihres Onkels, hinzugefügt worden ist, und dies zum Nutzen einer Mademoiselle Johanna Trumper, die in dem erwähnten Codicill bezeichnet wurde?"

Eusebius antwortete nicht; er warf sich auf einen Divan und verbarg das Gesicht in den Händen.

Dieses Actenstück ist in meinem Comptoir abgegeben worden, sagte mir der Huissier, der es aufgesetzt hat, und der, das Aergerniß zu vermeiden und die Strenge der Gerichte mit der

Schonung zu vereinigen wünscht, welche man dem Zustande schuldig ist, in dem sich Madame van der Beek befindet. Hier ist es."

Der Notar reichte Eusebius das Papier; dieser stieß einen Seufzer aus, der einem unterdrückten Schrei glich, nahm das Actenstück und zerdrückte es in den Händen.

„Verzeihen Sie," rief Herr Maes, „aber das Papier darf nicht zerrissen werden; bedenken Sie, daß wir vielleicht gezwungen sind, es der Madame van der Beek vorzulegen, welche die Erbin ist und nicht Sie."

Eusebius' Bläſſe verwandelte sich in Todtenfarbe.

„Esther ist von dem Allen unterrichtet, mein Herr!" rief er. „Wollen Sie sie denn tödten? Versuchen Sie das nie, wenn Sie auf Ihr Leben halten."

Ungeachtet des furchtbaren Blickes, mit welchem Eusebius die Worte begleitete, schien der Notar dadurch nicht im Geringsten ergriffen zu werden; er setzte sich an die Seite seines Clienten und sog phlegmatisch eine Prise Tabak ein.

„Dann," sagte er, indem er mit den Fingerspitzen einige Tabakkörner fortschnippte, welche die Weiße seines Hemdes zu trüben drohten, „dann müssen Sie sich eine Vollmacht verschaffen, die

Sie von Madame van der Beek unter irgend einem Vorwande fordern mögen; wir berathen danach mit einander den Widerspruch, den wir den Reclamationen der Antragstellerin entgegenzusetzen haben; wir machen einen Formfehler ausfindig, wir klagen, und wenn der Staat nicht intervenirt, indem er sich auf die Klausel des Testaments stützt, welche die Regierung als Erbin einsetzt, im Fall die Ansprüche bestritten werden, nun, dann können wir vielleicht zugleich das Zartgefühl der Madame van der Beek und Ihren Geldbeutel schonen, in welchen diese Summe von 600,000 Gulden eine ziemlich bedeutende Bresche schießen würde."

Sonderbar! Eusebius, der, während er ruhig das Vermögen genoß, welches der Doctor Basilius hinterlassen hatte, und darauf keinen Werth legte, sich sogar desselben mehrmal zu entledigen suchte, fühlte sich plötzlich sehr beunruhigt, als er sah, daß diese Besitzverminderung gegen seinen Willen bewirkt werden sollte, und als er erkannte, daß er mit dem Verlust eines bedeutenden Theiles des verschmähten Vermögens bedroht war.

Es ist mit dem Golde wie mit den Frauen; ganz besonders, wenn diese sich von uns abwenden, kann man erkennen, ob man sie liebt und in welchem Grade man sie liebt.

Der Doctor Basilius konnte nicht bei gesundem Verstande gewesen sein, als er einen so hohen Preis auf die Liebe dieses elenden Geschöpfes setzte. Es war aber eine Laune des Testators, gleich der, welche Madame van der Beek auf Kosten anderer Verwandten bereicherte, die ihr Onkel vielleicht noch hatte.

„Aber," sagte Eusebius, indem er aufstand, und unruhig im Zimmer auf- und niederging, „es ist unmöglich, daß ich zu der Bezahlung dieser Summe verurtheilt werde. Mit Hülfe irgend eines Zaubers, den ich nicht begreife, haben sie mit meinem Körper gemacht, was sie wollten, aber mein Herz, meine Seele, mein Geist, sind rein geblieben."

„Ich glaube, mein lieber Herr van der Beek, daß Sie gleich einigen Personen meiner Bekanntschaft diesen Zauber auf dem Boden einer Flasche gefunden haben. Ei zum Teufel, das ist der Grund! Sie haben sich mit dem Geiste nicht befreundet und dadurch ihn sich zum Feinde gemacht!"

„Nein, nein, ich werde beweisen, daß ich das Opfer einer höllischen Intrigue war, daß Die, welche mich verfolgen, nicht von dieser Welt sind, und daß alle Kraft und alle Tugend des Menschen gegen eine solche Bosheit ohnmächtig bleiben."

„Herr van der Beek," entgegnete der Notar, „wenn Sie von Zaubermitteln zu unseren ehrlichen holländischen Richtern sprechen, so werden Sie, wie ich glaube, Ihre Angelegenheit ganz verderben. Das Erforderliche ist, einen guten Grund zu finden, auf den wir unsere Vertheidigung stützen können; der ist weit eher in dem Pandemonium der Chicane zu entdecken, als bei den geheimen Wissenschaften. Da Sie aber geneigt zu sein scheinen, den Ansprüchen der Johanna Trumper Widerspruch entgegen zu setzen, darf ich Ihnen nicht verhehlen, daß aus diesem Processe großes Aergerniß entspringen wird."

So groß auch der Unterschied war, den der Notar zwischen dem wollüstigen Herrn Maes und dem strengen Rechtsgelehrten und öffentlichen Beamten zu machen behauptete, war es doch nicht möglich, ihn so vollkommen festzustellen, daß der Gedanke, selbst compromittirt zu werden, wenn die eine oder die andere der streitenden Parteien sein Zeugniß anrief, nicht einigen Einfluß auf seine gemachte Bemerkung gehabt hätte. Diese Bemerkung brachte Eusebius zur Verzweiflung. Er hatte bei dem Schmerze, den ihm der Verlust der 600,000 Gulden machte, Esther nicht vergessen und konnte nicht ohne Abscheu an die Verzweiflung denken, die er ihr verursachen würde. Seine Betrübniß war so

groß, daß sie Herrn Maes, der mit Strenge sein Amt auszuüben liebte, entwaffnete.

„Zum Teufel, mein lieber Herr van der Beek," sagte er, „Sie müssen nicht verzweifeln. Glauben Sie mir, Viele von denen, welche Sie verurtheilen, werden es bedauern, nicht an Ihrer Stelle gewesen zu sein. — Die Furcht vor den verfluchten Schlangen trieb mich in die Flucht und so sah ich den Auftritt nicht, der in diesem Actenstücke geschildert wird. Aber wenn von der weißen Rangune die Rede ist, wie ich vermuthe, so muß ich gestehen, daß man zu entschuldigen ist, wenn man sich wegen eines so schönen Geschöpfes in die Verdammniß stürzt."

Nach einer Bewegung der Ungeduld, welche seinem Clienten entging, fuhr er dann fort:

„Aber zum Teufel, Herr van der Beek, wie kam es denn, daß Sie, der Sie Ihrer so sicher waren, sich schwach zeigten und das gerade bei einer von den einzigen drei Personen, bei denen Ihnen die Schwäche untersagt ist? Denn Sie dürfen nicht vergessen, daß die ganze übrige Welt Ihnen freisteht."

Herr Maes ließ sich hier in eine unerschöpfliche Reihe von Gemeinplätzen ein, welche jederzeit zu Vorwürfen Veranlassung gegeben haben würden. Er machte gegen Eusebius eine Masse listiger Bemerkungen, allein seine tugendhafte

Beredtsamkeit hatte doch den Vortheil, Eusebius die Aufrichtigkeit des Notars zu beweisen und ihm zu zeigen, daß derselbe nur durch die Leichtfertigkeit seiner Sitten und seine nicht sehr gewählten Verbindungen tadelnswerth war, Dinge, die van der Beck kannte, und die er nicht gehörig bedacht zu haben das Unrecht beging.

Der Notar hatte freundschaftlich die Hand seines Clienten ergriffen und sagte:

„Hören Sie, eine geschriebene Zeile auf gutem Stempelpapier wird unsere Sache weiter bringen, als alle Ihre Seufzer, wären sie auch mächtig genug, einen Dreimaster von Batavia nach Amsterdam zu treiben. Erzählen Sie mir Ihre Geschichte; verhehlen Sie mir nichts; ein Notar, ein Priester und ein Arzt, bilden die Dreieinigkeit der Beichtväter, deren ein Mensch in seinem Leben bedarf.“

Eusebius zögerte, ob er den Notar zum vollkommenen Vertrauten machen und ihm Alles mittheilen sollte, was seit dem Tage vorgegangen war, an welchem der Notar sein Haus betrat. Er blieb einige Augenblicke unentschieden und stumm.

Auf der einen Seite empfand er gleich allen Unglücklichen das Bedürfniß, sich auszusprechen und dadurch das Gewicht der Sorgen zu erleichtern; auf der andern schien es ihm, als verleihe

er dadurch, daß er einem Fremden seine Angst mittheilte, derselben Körper und Leben, während er bisher Alles nur als Phantome hatte betrachten wollen. Es widerstrebte ihm, daß ein Anderer die Existenz des Basilius bezeugen sollte; er hoffte seine Erinnerung zu tödten, indem er die Wirklichkeit derselben leugnete.

Bei dem Kampfe, den er zu bestehen gehabt hatte, verließ ihn die Festigkeit seines Charakters, er fühlte nicht mehr, wie zuvor, den Muth, den Mittheilungen über den sonderbaren Menschen, dem er sein Vermögen verdankte, entgegen zu gehen; er begann die frische Kraft zu verlieren, die ihm bisher gestattet hatte, der Gefahr in das Gesicht zu sehen. Endlich ließ ihn auch noch der spöttische Ton, mit welchem Herr Macs ihm antwortete, als er von Zaubermitteln sprach, fürchten, der Notar möchte seine sonderbare Schilderung als eine Störung seines Verstandes betrachten, und diese letztere Rücksicht, die stärker war, als alle übrigen, hielt ihn besonders zurück.

Er beschränkte sich deshalb darauf, von der Nacht bei Mynheer Cornelis die Umstände zu erzählen, auf die er sich besinnen konnte; die Betäubung, von der er plötzlich befallen worden war, die Art von Fieber, welche auf diesen ersten Zustand folgte, sein Erwachen auf einer Matte, die mit Blut befleckt und mit Trümmern der

Orgie bedeckt war; seine Ueberraschung, als er in seinen Armen die leblose Rangun erblickte; seine Verwirrung, als er, seine Betäubung abschüttelnd, bemerkte, daß sein eigenthümliches Erwachen Zeugen hatte; die Neckereien, die er von Denen anzuhören hatte, die ihn umgaben und die ihn mit den Bestimmungen des Codicills bekannt machten, von welchem Herr Maes ihm den Abend zuvor erzählt hatte, indem er ihm versprach, es ihm am nächsten Tage umständlich mitzutheilen.

„Das ist nichts weiter, als eine kleine Falle,“ sagte der Notar, nachdem er diese Erzählung angehört hatte, „und mein Freund Thsermaï, den ich lächeln sah, als Sie sich so ungeschickt Ihrer Kraft rühmten und der, wie man versichert, diese Rangune in seinem Ballet gehabt hat, ist der Sache vielleicht nicht ganz fremd.“

„Thsermaï,“ rief Eusebius. „Aber Thsermaï ist reich.“

Der Notar zuckte die Achseln.

„Man ist niemals reich,“ entgegnete er, „wenn man sich schon auf dieser Erde das Paradies Mohamed's schaffen will.“

„Aber er hat mich mit Zuvorkommenheit und Freundschaftsversicherungen überhäuft.“

„Ein Grund mehr. Hätte ich noch einen Zweifel, so würde das, was Sie mir sagen, ihn zerstören. Thsermaï hatte keinen Grund, sich Ihnen

so an den Hals zu werfen; es war eine einfache Speculation dieses edlen Eingebornen; er wird irgend Etwas in Ihren Wein gethan haben, und jetzt mit der Rangune theilen, das ist klar. — Sie sehen, daß dabei allerdings ein Zaubermittel stattgefunden hat, wenn auch nicht in dem Sinne, wie Sie es verstanden."

Die Schlußfolgerung des Notars erleichterte Eusebius. Bei der Verlegenheit, in welcher er sich befand, entweder einen ärgerlichen Prozeß zu bekommen, der Esther den lebhaftesten Kummer verursachen mußte oder ein Drittel seiner Reichthümer zu opfern, war es für ihn ein Trost, die Ueberzeugung zu gewinnen, daß der Einfluß des Doctor Basilius dabei nicht mitgewirkt hatte und daß er ein Opfer der Habgier der Menschen war und nicht der Bosheit der Dämonen.

Dieser Gedanke beschwichtigte seine Schrecken. Er gestattete ihm die Hoffnung, die beiden anderen Drittel seines Vermögens leicht erhalten zu können und sie nicht einmal bedroht zu sehen. Mit größerer Freiheit des Geistes prüfte er jetzt gemeinschaftlich mit Herrn Maes die Aussichten, welche in diesem Falle ein gerichtliches Verfahren ihm ließ.

Der Notar war nicht der Meinung, ein solches zu versuchen, ehe er sich offen gegen Esther ausgesprochen hatte, ohne deren Mitwirkung und

Wissen es schwer gewesen sein würde, einen Prozeß zu führen, bei dem sie selbst Partei war.

Es bemerkte Eusebius, daß er auf die Nachsicht und die Verzeihung einer Frau rechnen dürfte, die ihm so ganz ergeben war, daß im Grunde der Fehltritt, dessen er sich schuldig bekennen mußte, keiner war, da weder sein Herz noch sein Wille daran Theil genommen hatte.

Eusebius van der Beek blieb unerschütterlich, sein Stolz lehnte sich gegen den Gedanken auf, seine Schwäche zu gestehen, und in eben dem Augenblicke, in welchem ihm die menschliche Gebrechlichkeit bewiesen wurde, zeigte sein Selbstvertrauen sich ebenso unerschütterlich, wie zuvor, obgleich er es eigentlich schon verloren haben sollte. Herr Maes, der, wie wir bereits sagten, keineswegs wünschte, diese Angelegenheit öffentlich werden zu sehen, bekämpfte gleichwohl den Entschluß seines Clienten mit spartanischer Selbstverleugnung, die er als eine Pflicht seines Amtes betrachtete.

Alles war nutzlos. Die Nothwendigkeit dieses vorangehenden Geständnisses bestimmte Eusebius zu dem Opfer, welches dem Geize, der in seinem Herzen Wurzel zu fassen begann, unendlich schwer wurde.

Er begleitete Herrn Maes bis zu dessen Wohnung und unterzeichnete seufzend die Acten-

stücke, deren der Notar bedurfte, um seinem Clienten die Summe zu verschaffen, die dazu dienen sollte, einen von den Artikeln des Codicills des Doctor Basilius zu erfüllen.

V.

Der indische Arzt.

Eusebius erreichte seine Wohnung in großer Niedergeschlagenheit. Der Zustand, in welchem er Esther gelassen hatte, beunruhigte ihn sehr. Aber zu seiner großen Ueberraschung war es ihm, wie am Tage zuvor, als er die Rangune betrachtete, unmöglich, seine rebellischen Gedanken auf Die zu richten, die er liebte, und während der zärtlichen Besorgnisse, die sein Geist erweckte, wie eben so viele schwarze Phantome, dachte er beständig an die Mittel, die er anwenden wollte, um die gewaltige Lücke auszufüllen, die sein Vermögen erlitten hatte; die Qualen seines Herzens verschwammen mit Rechenexempeln.

Vergebens wies er diese unwürdige Beschäftigung zurück; sie schien Kräfte aus den Anstrengun-

gen selbst zu schöpfen, die er machte, um sie zu verjagen und nahm ihren Platz an dem Kopfende des Lagers ein, auf welchem die Einbildungskraft des jungen Mannes ihm seine sterbende Frau zeigte. Er dachte mit Entsetzen an diese furchtbare Macht jeder Leidenschaft, als er seine Thür erreichte.

Wie bei den meisten der größeren Hotels in Weltevrede, lag auch vor Eusebius' Haus ein großer mit Sand bestreuter und mit Blumen und Bäumen eingefaßter Hof; auf diesem Hofe stand ein Kiosk und auf dem Boden dieses Kiosks erblickte Eusebius einen Menschen liegen.

Das Gesicht dieses Menschen war zu charakteristisch, um es vergessen zu können, wenn man es einmal gesehen hatte. Eusebius erkannte Harruch. Er schritt auf ihn zu und stieß ihn mit dem Fuße an, nicht um ihn zu erwarten, sondern um ihn aus der Art von Extase zu reißen, in der er für gewöhnlich lebte.

„Was willst Du?“ sagte Eusebius zu dem Schlangenbeschwörer.

„Seit wann frägt Der, welcher Jemand gerufen hat, diesen, wenn er gehorcht: Was willst Du?“

Eusebius erinnerte sich an seine Einladung des Jongleurs, allein seitdem er die Ueberzeugung gewonnen zu haben glaubte, daß die Hand

seines bösen Geistes den Auftritt bei Mynheer Cornelis lenkte, war es ihm peinlich geworden, von Basilius zu sprechen.

„In diesem Augenblick kann ich Dich nicht anhören," sagte er zu Harruch, „an einem andern Tag werde ich Dich empfangen."

„Der Staub der Straße hat die Kehle Harruch's ausgedörrt, die Kiesel haben seine Füße zerrissen, willst Du denn ihn wieder auf die Straße hinausstoßen, zu der Stunde, in welcher die Nacht die Erde einhüllen wird, damit er den Tiger nicht fliehen könne, wenn er demselben begegnet, damit er seinen Gott nicht anrufen könne, wenn er von ihm bedroht worden? Laß mich die Nacht unter der Vorhalle Deines Palastes zubringen, laß mir ein wenig Wasser reichen und morgen werde ich Dich von meiner Gegenwart befreien."

Alles, was Eusebius an Mynheer Cornelis erinnerte, war ihm verhaßt geworden und obgleich der Jongleur, dessen Rathschläge in der Gestalt von Parabeln ihm jetzt wieder einfielen, nicht in dem Verdacht stehen konnte, Theil an der Verschwörung gehabt zu haben, die er Thsermaï zuschrieb, war ihm dessen Anwesenheit dennoch nur angenehm. Allein er konnte eine so bescheidene Bitte nicht verweigern.

„Du hast Recht," sagte er, „und ich will

nicht nur Befehl geben, daß man für Dich Sorge trägt, sondern Dir auch das Geschenk senden, das ich Dir versprach."

Harruch nahm, ohne zu antworten, seinen Platz auf dem Fußboden des Kiosks wieder ein; er schien in der That von Ermüdung erschöpft und wie vernichtet zu sein. Eusebius ging weiter und stieg schnell nach dem Zimmer Esthers hinauf.

Hier war Alles in Unordnung; man hörte Nichts, als Geschrei und Schluchzen. Weit entfernt, sich zu bessern, hatte der Zustand der Kranken sich vielmehr verschlimmert; er war der Art, daß der Arzt ihren Frauen erklärt hatte, er könnte für das Leben ihrer Gebieterin nicht stehen.

Ungeachtet der Stärkungsmittel, die er verordnete, war Esther noch nicht zum Bewußtsein zurückgekehrt; ihre erschöpften Muskeln weigerten sich, die Arbeit zu unterstützen, welche die Natur zu vollbringen hatte, um mit ihrer schmerzhaften Aufgabe zu Ende zu kommen. Nichts vermöchte die Verzweiflung zu schildern, die Eusebius empfand, als er seine geliebte Esther in einem solchen Zustande erblickte. Er hatte die Leiden seiner Frau um den Preis der Ruhe seiner ganzen Existenz erkauft, und nun sollte er selbst die Ursache ihres Todes sein. Er fragte sich, ob das nicht die Entwicklung sei, die der Doctor

Basilius der Ewigkeit seiner Liebe für Esther prophezeit hatte; er prüfte sein Gewissen, er befragte seine Erinnerungen, er wollte seinem Gedächtniß Gewalt anthun, und von demselben wissen, ob während des Augenblickes des Irrthums, der die Nacht bezeichnete, welche er verwünschte, er den abscheulichen Plan gefaßt hätte, welcher ihm Die rauben sollte, die er ihm so wunderbar erhalten hatte. Er fand in seinem Herzen nichts, als die unbedingteste Liebe, als die vollständigste Ergebenheit und dennoch machte er Beiden den Vorwurf, nicht so groß zu sein, wie sein Wille gewünscht hätte. Er brach in heftiges Weinen aus und überhäufte dazwischen mit Schmähungen das übernatürliche Wesen, dessen verderbliche Hand er in Allem zu erkennen glaubte, was ihm begegnete.

Dies währte so den ganzen Abend fort. Als die Nacht gekommen war, wurde Esther's Puls immer schwächer und nichts verkündete, daß die Niederkunft nahe oder auch nur möglich sei. Der von Angst ergriffene Arzt ermahnte Eusebius zum Muth; er erklärte ihm, daß jede Hoffnung, die junge Frau zu retten, verloren sei; daß seine Mittel darin beständen, seine Anstrengungen darauf zu beschränken, das Leben des Kindes zu erhalten, und die fürchterliche Operation zu unternehmen, welche, wenn sie

auch der Mutter den Tod gab, vielleicht das arme kleine Wesen retten könnte, das sie sonst mit sich in das Grab hinabnehmen würde.

Eusebius' Schmerz wies mit Entsetzen diesen äußersten Schritt zurück, und da der Arzt nichts von ihm zu erlangen vermochte, entschloß er sich, ihn ganz zu verlassen. Als er ihn gehen sah, glaubte Eusebius, Alles sei zu Ende; er stürzte sich auf den Körper seiner Frau und schwur, sie nicht zu überleben.

In diesem Augenblicke öffnete sich leise die Thür des Gemaches und Harruch erschien auf deren Schwelle.

Bei dem Anblick des finsteren, auffallenden Gesichtes, das von einem schlechten Turban von grauer Leinwand umgeben war, dieses Menschen, der in eine Masse bräunlicher Lumpen gekleidet war, stießen die Frauen Esther's lautes Schreckensgeschrei aus. Eusebius erhob den Kopf, aber er war so in seine Verzweiflung versunken, daß er kein Wort des Staunens oder des Vorwurfs gegen die Keckheit des Guebern fand. Es schien ihm ganz natürlich, daß alle Welt an seinem Schmerze Theil nehme. Ueberdies machen große Schmerzen die Menschen gleich und nehmen die Thränen der Armen als kostbare Diamanten auf.

Aber nicht um zu weinen war Harruch gekommen. Er ging gerade auf das Bett Esther's

zu und berührte mit dem Finger leise Eusebius' Schulter.

„Was willst Du?“ fragte ihn dieser.

Statt der Antwort deutete Harruch auf die Kranke. Eusebius, in dessen Hirn tausend verworrene Gedanken kochten, wie die Lava, der Schwefel und das Erdharz in dem Schooße des Vulcans, erkannte die Bedeutung dieser Bewegung. Es war ihm, als erblickte er hinter Harruch den Geist des Doctor Basilius.

„Mir sie rauben! — Nimmermehr?“ rief er. „Todt oder lebend ist diese Frau die meinige!“

„Ich komme nicht, sie Euch zu rauben, sondern sie Euch zu erhalten.“

„Du!“ erwiederte Eusebius mit einem Blicke verächtlicher Geringschätzung.

„Ja, ich, der erbärmliche Grashalm, den die Vorübergehenden unter die Füße treten, der aber dennoch Tugenden besitzt, welche ihn über das Gold erheben, das man aufhebt, weil es glänzt.“

„So wirst also auch Du,“ sagte Eusebius mit finsterem Lachen, „auch Du einen Preis auf den Dienst setzen, den Du mir leisten willst. Nun, was verlangst Du? Aber sei bescheiden in Deinem Begehren; denn wolltest Du mein Leben, so könnte ich es Dir nicht mehr bieten, weil ich es schon Deinem Freunde Basilius gegeben habe.“

„Der, welchen Ihr Basilius nennt, ist nicht mein Freund. Ich verlange keinen Lohn dafür, Eure Frau zu retten; es ist ein Verbrechen, einen Preis auf die Erhaltung eines Menschenlebens zu setzen; verkauft uns die Sonne, der wir das Leben verdanken, ihre Strahlen?"

„Nein," entgegnete Eusebius entmuthigt, „ich habe schon genug von Zaubereien erfahren. Das Unglück betraf dies Haus durch die Vermittlung des Bösen und wenn meine Seele mit der ihrigen entflieht, so kümmert mich das wenig; aber ich will nicht mehr von der verhängnißvollen Wissenschaft der bösen Geister erbitten, daß sie zu meinen Gunsten eines ihrer nichtswürdigen Wunder vollbringe."

„Weshalb seid Ihr nicht immer so weise, so ergebungsvoll gewesen? Aber beruhigt Euch; ich gehöre nicht zu Denen, welche das Salz zurückweisen, dieses Symbol der Weisheit und der Unsterblichkeit; meine Wissenschaft ist von dieser Welt und sie genügt mir, möge ich Gutes oder Böses zu vollbringen haben," fügte Harruch hinzu, indem er Eusebius einen Blick zuschleuderte, in welchem der Haß sich so wenig verstellte, daß der junge Holländer den Widerwillen sich verdoppeln fühlte, den er schon gegen den Schlangenbeschwörer Harruch, seit dessen Eintritt empfand.

Nachdenkend, mit gekreuzten Armen im Zimmer dahinschreitend, blieb er plötzlich vor Harruch stehen und sprach:

„Nein, Harruch, „ich will durchaus Deine Dienste nicht, geh!“

„Du hast nicht das Recht, mir zu sagen, geh!“

„Und weshalb nicht?“

„Daß der Mensch den Stiel des Carilla abschneide, der nur einen leichten Duft zurückläßt, welchen der Wind vertreibt, ist gut, denn Gott hat ihn mit reichen Farben geschmückt, um seine Augen auf einen Augenblick zu entzücken; aber den Bananenast abschneiden, wenn er sich unter der Last seiner gelblichen Früchte beugt, die bald saftig und nützlich sein werden, das ist ein Verbrechen.“

Die Wahrheit dieses Spruches ergriff Eusebius. Esther's Frauen hatten sich genähert; der Schrecken, den Harruch ihnen bei seinem Eintritt eingeflößt hatte, war verschwunden; sie erblickten in ihm nur noch einen jener eingebornen Aerzte, welche in Java volksthümlich sind, selbst bei den reichsten Colonisten; ihre ganze Sympathie war ihm gewonnen, und sie beschworen Eusebius, ihn die Heilung der Krankheit versuchen zu lassen, indem sie ihre Bitte durch die außerordentlichsten Beispiele unterstützten.

„Es sei,“ sagte Eusebius, „doch da ich nicht will, daß dieser Mensch, um sie zu retten, sich anderer Mittel bediene, als solcher, welche die Wissenschaft oder die Natur bietet, wird er nur in Gegenwart des europäischen Arztes handeln.“

Harruch willigte in dieses Begehren zur großen Ueberraschung der Frauen, welche den Widerwillen kannten, den die Eingebornen dagegen empfinden, ihre Geheimnisse preiszugeben.

Eine der Frauen eilte, den holländischen Doctor herbeizuholen. Dieser nahm mit Achselzucken den ihm gemachten Vorschlag auf, allein in dem verzweifelten Zustande, in welchem die Kranke sich befand, glaubte er einen Versuch gestatten zu müssen, den er als nutzlos betrachtete.

Harruch, der während dieses ganzen Auftrittes seine kalte, würdevolle Haltung bewahrt hatte, nannte die medicinalen Pflanzen, deren er bedurfte, und die man sich beeilte, herbeizuschaffen. Er verlangte nicht, sie selbst zu bereiten, sondern gab den Frauen seine Anweisungen, und diese machten daraus ein Getränk, das man der jungen Frau mit Gewalt zwischen den zusammengebissenen Zähnen einträufelte. Als der Gueber sich überzeugt hatte, daß sie davon eine hinreichende Dosis genommen, verließ er theilnahmslos, wie ein Mensch, der seines Erfolges

gewiß ist, das Zimmer und nahm seinen Platz unter dem Kiosk wieder ein.

Zu Eusebius großer Freude und der großen Verwunderung des Arztes war die Wirkung der Kräuter, aus denen das Getränk bestand, eben so rasch als entscheidend; die letzten Tropfen hatten kaum die Zeit gehabt, bis in Esther's Magen zu gelangen, als diese auch schon die Augen öffnete, ohne daß auf ihrem Gesicht die Spuren der fürchterlichen Erschütterungen zu sehen blieben, die sie erduldet hatte. Ihre Blicke suchten Eusebius, ihre Arme streckten sich ihm entgegen.

Einige Augenblicke darauf stellten sich die ersten Wehen ein und ungeachtet der finsteren Prophezeihung des Arztes war die Niederkunft gut und leicht, und als Eusebius, der so erschöpft war, daß er nicht die Kraft besaß, diesem für liebende Herzen so beängstigenden Schauspiel beizuwohnen, in das Zimmer seiner Frau zurückkehrte, fand er sie in einem leichten Schlafe liegend, und neben ihr ein liebliches kleines Geschöpf, rosig und weiß, das lebende Symbol ihrer gegenseitigen Liebe, deren Erinnerung zu verlängern Gott ihnen gestattete.

Sollen wir es bekennen? Wenn Eusebius mit inniger Freude die Versicherung des Arztes empfing, daß seine Frau unbedingt gerettet sei, so hatte er doch nur einen kalten und beinahe

gleichgültigen Blick für das Kind, welches ihm beinahe so theuer zu stehen gekommen wäre.

Jetzt, wo er das kleine Wesen besaß, schien es ihm, nie die Versicherungen des Glückes halten zu können, durch welche er seit neun Monaten sein künftiges Leben zu erheitern versprach.

Die eheliche Liebe trat der Vaterliebe in den Weg; in diesem Augenblick war das kein sehr großer Uebelstand; aber mußte man nicht fürchten, daß, wenn Eusebius eines Tages dem Materialismus des Doctor Basilius Recht gab, und die Zeit und die Pflicht seine Zuneigung verminderten, es sehr spät sein würde, den heilsamen Einfluß eines Gefühls zu empfinden, welchem er bis dahin in seinem Herzen nicht den Platz angewiesen hatte, durch das es zu einem Schilde, einer Vertheidigungswaffe, für die Zeit werden konnte, in welcher böse Leidenschaften ihn schwach und wehrlos finden konnten?

Wie lebhaft auch die Anstrengungen seiner Zärtlichkeit waren, wie fest das Bild Esther's noch in sein Herz eingegraben sein mochte, war dieser Tag doch vielleicht nicht so weit entfernt, wie Eusebius vermuthete.

Als er Esther bei ihrem Erwachen trotz ihrer Blässe schön und lächeln sah, als er sich überzeugte, daß der unglückliche Auftritt des vorhergehenden Tages keine verderblichen Folgen

haben würde, daß nichts die Genesung der Wöchnerin störte, als seine Ueberreizung sich gelegt hatte, befand er sich genau in dem Zustande, in welchem er sich den Tag zuvor erblickt hatte, als er den Notar Maes verließ; die Reaction stand aber im Verhältniß zu dem, wodurch sie hervorgebracht wurde, und mit Esther vor seinen Augen, mit der Hand der jungen Frau in der seinigen, dachte er nicht mehr an die Gefahren, denen sie ausgesetzt war, an das neue Wunder, durch welches sie ihm erhalten wurde, sondern nur noch an den ungeheuren Verlust, in den er sich fügen mußte, und an die Mittel, denselben zu ersetzen.

Er bestellte seinen Wagen, nahm seinen Hut und ohne daß seine gute sanfte Gattin, die nur an ihn dachte, eine einzige Bemerkung wagte, verließ er ihr Lager und fuhr nach seinem Comptoir in Batavia, ohne nur daran zu denken, sich zu erkundigen, was aus Harruch geworden sei.

Uebrigens konnte ihn nichts bewegen, den gefaßten Entschluß zu bereuen, denn zum ersten Male zeigten sich ihm die Geschäfte in einem günstigen Lichte; zum ersten Male fand er bedeutenden Gewinn von den Unternehmungen einzuziehen, welche den Tag zuvor nur noch negative Erfolge haben zu sollen schienen.

Sehr heiter kehrte er nach Hause zurück.

Zum ersten Male machte er Bekanntschaft mit der Trunkenheit des Erfolges, welcher selbst die kräftigsten Naturen bezwingt, die rechtschaffensten Menschen aus dem Gleichgewicht bringt, die edelsten Geister trübt.

Er fand auch Esther ihrerseits sehr heiter. Allein als die junge Frau ihren Mann erblickte, nahm sie eine kleine Schmollmiene an, welche den Ausdruck ihrer Physiognomie noch reizender machte.

„Mein Freund," sagte sie, „ich habe Dir große Vorwürfe zu machen."

„Sie sollen willkommen sein; ich bedarf eines Kummers, denn Deine glückliche Niederkunft verursacht mir eine Freude, die mich erschreckt," sagte Eusebius, der es vergaß, den glücklichen Verkauf einer großen Quantität Caffee mit der nicht unerhofften Wiederherstellung seiner Frau in Uebereinstimmung zu bringen. — „Sprich."

„O, wenn ich die Liste länger machen soll, so sage ich Dir zunächst, wie ich es sehr schlecht gefunden habe, daß Du mich an einem solchen Tage verließest."

„Ich leiste Abbitte und Ehrenerklärung," erwiederte Eusebius, indem er Esther einen lauten Kuß auf die Stirn drückte.

„Dann," fuhr sie fort, „wie konntest Du nicht den Gedanken haben, mir den armen Mann

zuzuführen, der mir durch einige Kräuter, die Ihr alte Weibermittel zu nennen pflegt, nicht nur das Leben erhielt, an dem ich nur Deinetwegen hing, sondern der uns auch unsern lieben kleinen Engel gegeben hat?"

„Ja, das ist wahr!" rief Eusebius, denn er hatte den armen Harruch ganz vergessen. „Wo ist er?"

„Er ist fort."

„Fort, ohne daß ich ihm gedankt habe, ohne daß ich ihm für den uns geleisteten Dienst den wohlverdienten Lohn gab?"

„Als man mir mittheilte, was vorgegangen ist, glaubte ich in Deiner Abwesenheit den ersten Dank aussprechen zu dürfen; ich ließ ihn kommen."

„Hierher?" fragte Eusebius erröthend, denn er zitterte bei dem Gedanken, der Schlangenbeschwörer möchte Esther von ihrem ersten Zusammentreffen erzählt haben.

„Und was sagte er Dir?"

„Nicht viel in Erwiederung auf meine Danksagungen; ein unbedingtes Nein, als ich von einer Belohnung sprach, die er meiner Meinung nach, sowie nach der Deinigen, sehr wohl verdient hatte, und um deren Annahme ich ihn dringend bat.

„Das ist sonderbar."

„Um so sonderbarer, da er, ein wenig Wasser

ausgenommen, nichts von den Nahrungsmitteln nehmen wollte, die unsere Leute ihm boten; eben so wenig verließ er den Kiosk, in welchem er sein Lager aufgeschlagen hatte, um unter unserem Dache zu schlafen."

„Sei ruhig, Esther, ich werde ihn suchen lassen und ich hoffe, daß es uns gelingt, ihm unsere Dankbarkeit zu beweisen."

„Aber ich bin noch nicht zu Ende," sagte die junge Frau.

„Was gibt es denn noch?" sagte Eusebius, welcher fürchtete, sie möchte auf die Unterredung zurückkommen, welche die fürchterlichen Ereignisse des vorhergehenden Tages herbeigeführt hatten, und ihn zwingen, sich über die Verwendung der Nacht zu erklären, die er bei Mynheer Cornelis zugebracht hatte.

„Was es gibt? Daß ich Dir das hübscheste kleine Mädchen schenkte, welches ein Vater träumen kann, einen Cherubin, so blond, so frisch, so rosig, so rundlich, so mit kleinen Grübchen geziert, wie die Engel, die das Bild der heiligen Jungfrau auf dem Hochaltar der Kirche umgeben, in welcher wir getraut wurden, und daß der barbarische und unnatürliche Vater damit den Anfang macht, das reizende Geschenk, welches ich ihm gebe, vor Hunger sterben zu lassen."

„Was willst Du damit sagen?"

„Ach!“ entgegnete die junge Frau, über deren Wangen schweigend zwei Thränen glitten und indem sie ihren traurigen Blick auf ihre zusammengefallene Brust richtete, deren Umrisse die Mutterschaft nicht verriethen, „Du weißt wohl, daß der gute Gott mir das höchste Glück versagt hat, zwei Mal Mutter zu sein, und daß ich durch die Fakultät dazu verurtheilt bin, dieses süße Vorrecht einer Fremden zu überlassen!“

„O, mein Gott! — eine Amme, das ist wahr!“ rief Eusebius. „Mein Gott, verzeihe mir, doch ich war so verwirrt, so außer mir, diesen Morgen, daß ich nicht mehr wußte, was ich that.“

„Du hast meine Verzeihung,“ erwiderte Esther, „und umsomehr, da Deine Gleichgültigkeit uns nicht verhindert hat, uns die lieblichste Amme von der Welt zu verschaffen.“

„Ha!“ rief Eusebius, „und wer hat es übernommen, sie ausfindig zu machen?“

„Wer? Unsere Vorsehung.“

„Ich verstehe Dich nicht.“

„Ich spreche mich gleichwohl deutlich genug aus. Ist unsere Vorsehung nicht der arme Mensch, der sich in seiner Einfachheit gelehrter gezeigt hat, als der Arzt? — Der Indier?“

„Harruch! Harruch hat Dir eine Amme zugeführt?“ sagte Eusebius voll Staunen. „Aber

man müßte doch das Mädchen kennen, man müßte wissen, wo er sie her hat, woher sie kommt, wer sie ist."

„Ei, solltest Du nicht etwa glauben, der arme Mensch, der mir seine Sorgfalt widmete, wollte unser Kind vergiften? Der Arzt hat sie untersucht und die Wahl so vollkommen gebilligt, daß ich Deine Verwerfung keineswegs fürchte. Willst Du sie sehen, so betrachte sie hier."

Indem Madame van der Beek diese Worte sprach, zog sie einen der Vorhänge zurück, die ihr Bett umgaben, und zeigte Eusebius ein junges Weib, das mit dem Kinde in seinen Armen auf einem niedrigen Sessel saß.

Das Weib war eine Negerin, ihre Schönheit aber so ausgezeichnet, daß sie ungeachtet der Farbe ihrer Haut auffiel, welche schwarz und glänzend war, wie Ebenholz. Sie schien nicht über sechszehn Jahre alt zu sein. Ihr Gesicht zeigte ein vollkommenes Oval, ihre eingebogene Adlernase war an den Nasenlöchern ein wenig erweitert und geöffnet wie die eines Rennpferdes und ebenso hellpurpur von Farbe; ihr Mund war etwas rund, aber ihre Lippen, roth wie die Granatblüthe, thaten der Regelmäßigkeit ihrer Züge keinen Eintrag und man hätte glauben können, sie sei nach einer griechischen Bildsäule geformt. Ihre Mutterschaft hatte ihre Hüften

entwickelt, der Anmuth und ihrer schlanken Taille aber nichts geraubt. Als Kopfputz trug sie eine Art von Netz aus kleinen Gold- und Silbermünzen und Korallenstücken, zwischen denen ihr leise gekräuseltes schwarzes Haar funkelnd wie Schmelz hervorschimmerte. Als Kleidung trug sie einen Sacong von weißem Batist mit rothen Blumen, am Halse weit ausgeschnitten, so daß man eine Schulter und eine Brust sehen konnte, welche die einer Hebe zu sein schienen. Aus den Falten dieses Gewandes sahen zwei kleine zarte Füße gleich denen eines Kindes hervor, deren zierliche Linien durch die mit Gold eingelegten Ringe von Elfenbein, die auf den Knöchelgelenken lagen, hervorgehoben wurden.

Eusebius blieb dieser Erscheinung gegenüber gleichgültig; sie erinnerte ihn an nichts, sie ließ ihn nichts befürchten. Das Geheimniß dieser Sicherheit beruhte auf dem Glücke, mit welchem er die Geschäfte dieses Morgens abgemacht hatte.

Geldgewinn hat das Charakteristische, daß Der, welcher ihn macht, augenblicklich ein unbedingtes Vertrauen zu dem gewinnt, was er seinen Glücksstern nennt und bis zu neuem Mißgeschick an dessen Unfehlbarkeit glaubt, wie schwer er auch zuvor geprüft worden sein mag.

Es schien Eusebius allerdings etwas sonderbar, daß Harruch, der Schlangenbeschwörer,

Bekanntschaften der Art hatte; als man ihm aber sagte, daß diese junge Negerin einer reichen Dame der Colonie gehört hätte und daß von dieser der Gueber sie im Namen Esthers kaufte und daß sie seiner Frau gehörte, der Arzt die Wahl billigte, der Preis ihm nicht zu hoch schien, machte er keinen Einwurf und ließ sie zur Hausgenossin werden, ohne sich weiter mit ihr zu beschäftigen und ohne zu bemerken, daß die langen Wimpern der Sclavin, als sie ihn ansah, Mühe gehabt hatten, das Feuer der funkelnden Augen zu bekämpfen, indem sie sich senkten.

VI.

Die Religion eines Gläubigen.

In dem Augenblicke, in welchem wir Argalenka in unserer Geschichte erscheinen ließen, fühlen wir das Bedürfniß, einige Worte über den Ursprung dieses Menschen zu sagen.

Es ist unmöglich, die Zeit zu bestimmen, zu welcher die Javanesen, welche einige Gelehrte für Abkömmlinge einer egyptischen Colonie halten, aus ihrem Vaterlande verbannt wurden und in Hindostan die Religion Brahmas und Buddhas annahmen. Die Handschriften der Eingebornen sagen nur, daß gegen das Jahr 76

unserer Aera der Cultus der großen indischen Halbinsel der der Insulaner Java's war.

Gegen das Jahr 1400 beschloß Mulane Ibrahim, ein berühmter arabischer Scheikh, welcher erfahren hatte, daß die Bewohner eines so großen und volkreichen Districts Hindu wären, sie zu bekehren.

Seine geringen Hülfsquellen gestatteten ihm nicht, die Mittel anzuwenden, der sich der Prophet bedient hatte, und er glaubte, daß mit Hülfe Gottes zwei schöne Augen für seinen Ruhm eben so viel zu bewirken vermöchten, als die schärfste Schwertklinge. Er hatte eine Tochter von wunderbarer Schönheit, schiffte sich mit ihr und einer hinreichenden Anzahl von Dienern ein, landete bei Disa Leran, wo er sogleich eine Moschee bauen ließ und bewirkte binnen kurzer Zeit viele Bekehrungen unter dem Volke.

Aber der Zweck Mulane Ibrahims war noch nicht erreicht. Er wünschte Einen der Mächtigen der Insel für den Cultus des wahren Gottes zu gewinnen, indem er hoffte, daß dann die ganze Bevölkerung dem Beispiele ihres Häuptlings folgen würde. Er schickte seinen Sohn zu dem Könige von Madjapahir, um ihm seinen Besuch ansagen zu lassen und machte sich dann selbst auf den Weg nach der Residenz des javanesischen Monarchen.

Der König von Madjapahir kam dem Scheikh entgegen und empfing ihn mit großen Ehren; aber da der Scheikh dem Herrscher in einem einfachen Korbe nur eine Granate überreicht hatte, fühlte sich derselbe durch die Geringfügigkeit des Geschenkes beleidigt und faßte eine große Geringschätzung für einen Menschen, der seinem Freunde nichts weiter zu geben vermochte, als eine auf dem Boden Javas so gemeine Frucht.

Mulane Ibrahim bemerkte, was in der Seele des Fürsten vorging, und nachdem er sich bei ihm verabschiedet hatte, verließ er ihn, um nach Disa Leran zurückzukehren.

Kaum war er fort, als der König von Madjapahir von heftigen Kopfschmerzen befallen wurde; unwillkürlich griff er nach der Granate, um sie zu essen, aber statt der saftigen und erfrischenden Körner, die er unter der Schale zu finden glaubte, bemerkte er voll Staunen, daß sie mit prachtvollen Rubinen angefüllt war. Er schickte eiligst Mulane Ibrahim nach, um ihn bitten zu lassen, wieder umzukehren. Aber wenn die Demuth eine christliche Tugend ist, so wird sie dagegen von den Muselmännern nur wenig gewürdigt, und der neue Missionär, der sich durch die empfangene Beschimpfung verletzt fühlte, verweigerte hartnäckig die Umkehr.

Als Mulane Ibrahim nach Disa Leran

kam, fand er seine Tochter krank, und ungeachtet der Sorgfalt, die er ihr widmete, starb sie einige Tage darauf in seinen Armen.

Als der König von Madjapahir das Unglück erfuhr, von welchem der arme Mann betroffen worden war, begab er sich zu ihm. Seit drei Tagen lag die junge Araberin bleich und erstarrt auf ihrem Lager, seit drei Tagen hatte der Engel des Todes seine finsteren Fittige über diesen schönen Körper gebreitet und schon nahm die Farbe einen bläulichen Ton an; aber man hatte dem Rajah die wunderbare Schönheit so sehr gerühmt, daß er nach den ersten Begrüßungen des Greises das sehen wollte, was von dieser Schönheit übrig blieb.

Man gab seinen Bitten nach, und als eine von den Frauen der jungen Muselmännin den Schleier weggenommen hatte, der die Leiche bedeckte, blieb der König von Madjapahir, geblendet durch das, was er sah, einige Augenblicke stumm vor Ueberraschung und Bewunderung; dann warf er sich nieder auf die Knie und flehte Brahma laut an, der Seele des jungen Mädchens zu gestatten, wieder in diesen schönen Körper zurückzukehren.

„Höre auf, Deine Götter anzuflehen, denn sie sind von Gold und Elfenbein und können

Dich nicht hören, der meinige allein kann Deinen Wunsch erfüllen," sagte Mulane Ibrahim.

Der König von Madjapahir erlag jetzt einem göttlichen Einflusse und betete voll Inbrunst zu dem Gotte der Rechtgläubigen und zu Mohamed, seinem Propheten, und zur großen Ueberraschung der Anwesenden sah man den bläulichen Ring, der die Augen der Leiche umgab, allmälig verschwinden, ihre Lippen sich rosig färben und eine leise Purpurröthe auf ihren Wangen hervortreten. Ihre langen gebogenen Augenwimper erhoben sich langsam und zeigten ihre großen schwarzen Augen, die man für immer geschlossen gehalten hatte. Sie reichte ihre Hände dem Könige von Madjapahir, der Moslem wurde und sie heirathete.

Gegen das Jahr 1421 hatte der Islamismus sich auf Java auf Kosten des Brahmaismus und Buddhaismus festgesetzt, deren prachtvolle Tempel verlassen wurden und verfielen.

Indeß gab es auf Java von dem ursprünglichen Cultus der Eingebornen noch etwas Anderes, als die prachtvollen Ruinen der Tempel Brambanhan, Boro, Bodo, Thandi-Süvu und noch vieler anderer. Gleich allen verfolgten Religionen hatte auch die Buddhas ihre treuen Anhänger, Herzen von Gold und Erz, welche viele Menschenalter hindurch, ungeachtet aller

Martern, den Glauben bewahrten, den sie von ihren Vorfahren empfingen.

Ein ganzer Stamm der Anhänger Buddhas, oder Beduis, wie die Moslemiten sie nannten, wohnte in der Provinz Bantam.

Sie waren größtentheils Ackerbauer, arm, sanft und ruhig, arbeitsam und rechtschaffen, und gleichwohl war die Hand des Regenten, die sich von ihnen zurückzog, wenn es galt, sie gegen Bedrückungen niederer Beamten zu schützen, sehr hart gegen sie, wenn es eine Auflage zu erheben, irgend eine Naturalleistung zu gewähren galt. Aufrechterhalten durch den Spiritualismus ihres Glaubens, ertrugen sie geduldig das Elend ihrer traurigen Existenz, in der Hoffnung auf ein besseres Leben und entwaffneten durch diese Tugend den bösen Willen, den die moslemitischen Herrscher oder Lehensträger erblich gegen sie bewiesen.

Thsermaï, den seine Erziehung toleranter hätte machen sollen, zeigte sich im Gegentheil tyrannischer, als seine Vorgänger. Diese hatten die Beduis unterdrückt; er verfolgte sie. Nicht zufrieden damit, ihre Abgaben zu verdoppeln, machte er sich auch noch ein Vergnügen daraus, ihre Felder zu verwüsten, indem er seine Hunde darüber trieb, mit seinen Pferden und seinen Elephanten darauf umher ritt. Es schien, als

sei die sanfte demüthige Tugend dieser Menschen für ihn ein Vorwurf und als wollte er ihr daher ein Ende machen.

Eine lange Zeit hielten die Beduis Alles aus. Gleich den Ameisen, wenn die Bosheit eines Kindes ihr vergängliches Gebäude zerstört hat, verdoppelten sie ihre Thätigkeit und ihre Arbeit, um Alles wieder herzustellen.

Ohne sich zu beklagen, ohne Widerspruch, ohne der Rache, die nicht in ihren Sitten lag, nur einen Gedanken zu widmen, erbauten sie die Hütten wieder, die eine Laune ihres Herrn niedergebrannt hatte, streuten sie neuen Samen in die Felder, welche seine Lustbarkeiten verwüsteten, brachen sie ihren Nächten die Zeit ab, wenn die Tage zu dieser Aufgabe nicht genügten, und beteten zu Buddha, ihrem Feinde das Böse mit Gutem zu vergelten, wie nur die Christen es gethan haben könnten.

Allmälig jedoch genügte diese Ergebung nicht mehr zu ihrer Vertheidigung; sie fielen einzeln ab, wie die Früchte einer überreifen Traube; das Fieber raffte Diese hin, die Anstrengung tödtete Jene; Andere, die sich von Allem entblöst sahen, entflohen in die Wälder, um ihren armen Glaubensgenossen nicht zur Last zu fallen. Nach Verlauf eines Jahres war die kleine Colonie auf die Hälfte zusammengeschmolzen. Ein Mit-

glied dieses Stammes, welches — eine seltene Sache bei den Beduis — die Hälfte seines Lebens außerhalb seines Geburtslandes zugebracht hatte, kehrte aus Hindostan, wo er sich verheirathete, mit einer kleinen Tochter zurück, der er nach dem Tode seiner Frau seine ganze Sorgfalt widmete und die er liebte, wie der Geizige seinen Schatz.

Mit zwölf Jahren versprach dieses Kind so schön zu werden, wie seine Mutter gewesen war, das heißt, eines der prachtvollsten Muster des afghanistanischen Stammes.

Eines Abends kehrte das junge Mädchen zu der gewohnten Stunde nicht in die Hütte zurück. Ihr Vater dachte an die Tiger, welche in diesem Theile der Insel zahlreich sind. Er gewährte seiner Besorgniß nicht die Zeit, zu wachsen; er ergriff als Waffe eines seiner Arbeitsgeräthe, nahm eine Fackel in die Hand und durchsuchte die Gebüsche des Waldes, ohne sich darum zu kümmern, ob er nicht statt der blutigen Ueberreste seiner Tochter, die wilden Thiere selbst finden würde.

Mit Tagesanbruch suchte er noch und als er die Augen umherwarf, erkannte er, daß er sich in der Nähe von Dalant, oder dem Palaste Thsermaïs, befand. Plötzlich durchblitzte ihn ein Gedanke. Er hatte den Tigern Unrecht gethan.

Nicht in ihren Höhlen, in ihren Junglen, sollte er sein Kind finden, sondern in der Wohnung seines Herrschers. Er schritt derselben zu, als er einem Beduis begegnete, der seinen Büffel zur Arbeit trieb. Dieser Beduis erzählte ihm, daß er am Abend zuvor, bei der Rückkehr von der Arbeit, dem vertrauten Diener Thsermaïs begegnet wäre, welcher das junge Mädchen mit sich führte. In seiner unschuldigen Einfalt wagte er indeß, dem verzweifelten Vater zu sagen, die junge Indianerin wäre scheinbar mit der Entführung ganz einverstanden gewesen; sie wäre heiter und lachend erschienen.

Der Vater wagte, was Keiner seiner Glaubensgenossen vor ihm gewagt hatte. Er betrat den Dalam Thsermaïs, wie er die Höhle der Tiger betreten haben würde, ohne zu erbleichen und zu zittern. Er wandte sich an den ersten Diener des Rajah, dem er begegnete, er bat mit den Thränen, mit dem Flehen eines Vaters, ihm sein Kind zurückzugeben. Der Mensch lachte ihm in das Gesicht und seine Genossen, die herbeikamen, ahmten seinem Beispiele nach. Jede Klage des Beduis fand ein spöttisches Echo, und da der Lärm die Ruhe des Gebieters stören konnte, schlug man ihn, bis er zu Boden fiel und warf ihn dann zu dem Schlosse hinaus.

Als der Greis wieder zu sich kam, dachte

er nicht daran, nach seiner Hütte zurückzukehren. Ohne sein Kind, ohne das, was er als das Licht und die Freude seines Lebens betrachtete, mußte sie ihm jetzt abscheulich und verhaßter erscheinen, als die Wüste; er erhob sich, sagte dem Thale, das ihn geboren werden sah, Lebewohl und richtete einen letzten Blick auf den Palast, aus welchem in diesem Augenblicke der Lärm von Tambourins und anderen Instrumenten tönte, und ging, sich denen seiner Brüder anzuschließen, die in der Einsamkeit der Wälder ein Asyl gesucht hatten.

Unsere Leser haben bereits errathen, daß dieser Vater, dieser Greis, Argalenka war, den wir von einer Laune des Glückes das erbitten sahen, dessen er bedurfte, um die Habgier des javanesischen Fürsten zu befriedigen, indem er das Lösegeld seiner Tochter bezahlte. Nur täuschte er sich, indem er annahm, Arroa sei sogleich in den Harem Thsermaïs gekommen. Der Vertraute seines Herrschers hatte sie für sich selbst entführt; erst nachdem sie beinahe zwei Jahre in dem Hause des Doctor Basilius in Batavia zugebracht hatte, wie wir sahen, war sie dem javanesischen Fürsten zugeführt worden.

Am Abend nach dem Tage, an welchem Madame van der Beek Mutter geworden war, verfolgte Argalenka den Weg, der von Tangwang

nach Jasinga führt. Die Nacht war angebrochen, eine jener lauen, würzigen Nächte, wie man sie nur in den Tropenländern kennt. Die Seeluft kühlte die Atmosphäre etwas ab und strich über Java hin, indem sie sich mit den süßen Düften der wohlriechenden Bäume seiner Wälder schwängerte und vor sich die brennenden Dünste hertrieb, die aus dem Boden aufstiegen, welchen das Feuer des Tages ausgedörrt hatte. Alles war Schweigen. Das Geheul des Schakals, der seine Beute an den Rändern der Reisfelder suchte, und der grelle Schrei der Geier, störte allein die majestätische Ruhe der Natur.

Bei dem matten Scheine, welcher, selbst ohne den Mond, die schönen Nächte erhellt, bemerkte man die Umrisse der Bäume des Thales, die grauen Gebüsche der Kaffeepflanzungen und an dem Horizont die hohen Wipfel des Pandevango und des Salek, die schwarz gegen den Himmel abstachen.

Fühllos gegen die Pracht und den Zauber der ihn umgebenden Natur, schien Argalenka seine ganze Aufmerksamkeit auf die unzugänglichen Gipfel dieser Berge zu richten, denen er beständig seine Blicke zuwendete, sobald er seine Schritte den ersten Abhängen derselben zulenkte.

Durch die Ermüdung erschöpft, was sein gebeugter Körper und die mühsamen Bewegun-

gen seiner Füße verriethen, schien er durch die Betrachtung des Zieles, das er erreichen wollte, neue Kräfte zu schöpfen. Aber der Weg war weit, die Aufgabe schwer und die Ueberreizung, die ihn aufrecht erhielt, erschöpfte auf die Dauer seine Kräfte immer mehr und mehr. Gleichwohl schritt er immer vorwärts, den Blick auf den Berg Salek gewendet; da strauchelte er über einen Stein auf seinem Wege, fiel zu Boden, und als er sich wieder aufrichten wollte, fühlte er sich so erschöpft, daß er das Bedürfniß empfand, eine kurze Ruhe zu genießen. Gleichwohl schien er sich nicht leicht zu entschließen, seine Reise zu unterbrechen. Mehrmals versuchte er es, sich wieder auf den Weg zu machen und als er die Nutzlosigkeit seiner Anstrengungen erkannte, rief er, die Arme zum Himmel erhebend, mit Thränen des bittersten Schmerzes: „König des Weltalls, Herr der Götter und der großen Menschen, Buddha, Dich rufe ich an! Möge Deine Hand sich gegen mich ausstrecken und mich aufrecht erhalten während des Weges, den ich noch zurückzulegen habe, um Die zu treffen, die mich erwartet!“

Argalenka hatte diese Worte noch nicht vollendet, als er, zehn Schritte von sich entfernt, das wohlbekannte Zischen der Cobra capella hörte und eine schwarze Linie sah, die sich über den

Weg schlängelte. Er machte keine Bewegung des Schreckens, er that nichts, um dem fürchterlichen Thiere zu entrinnen. Dieses aber suchte keine Beute, sondern floh und der Beduis sah es sogleich in dem Gebüsch verschwinden. Beinahe in demselben Augenblick wogten die Reishalme an der entgegengesetzten Seite des Weges; ein Mann trat daraus hervor und blieb am Saume der Straße stehen. Dieser Mann war Harruch. Er bemerkte Argalenka und suchte den zu erkennen, den er hier im Staube sitzend erblickte.

„Was machst Du da?" sagte er endlich.

„Ich erwarte, daß das Gebet, welches ich an Buddha richtete, erfüllt werde," erwiderte der Beduis, „daß er mir die Kraft sende, welche mir mangelt, oder einen Menschen, der lieber ein gutes Werk thun, als einen Schatz erringen will."

Harruch hörte auf die Antwort Argalenka's nur mit der größten Zerstreutheit; er schien damit beschäftigt, die Spur zu erkennen, welche die Schlange in dem Sande zurückgelassen hatte, und ehe er dem Beduis antwortete, verfolgte er diese Spur, den Kopf gegen den Boden gesenkt, bis zu dem Orte, wo die Cobra die Straße verlassen hatte; dann erst näherte er sich dem, der seine Hülfe anflehte.

„Ei," sagte er, „es ist unmöglich, diese

Nacht die blauen Berge zu erreichen. Du bedachtest nicht, daß Du, wenn Du den Jasinga überschrittest, in den Wald des Lebak kommst, der so von wilden Thieren erfüllt ist, daß Buddha und Mohamed selbst ihre Gebeine nicht retten könnten."

„Und wären sie von Menschen erfüllt, die auf mein Verderben sinnen, und die weit mehr zu fürchten sind, als die wilden Thiere, so würde ich dennoch dahin gehen, wohin ich zu gehen habe."

„Welcher Beweggrund läßt Dich dieser Gefahr trotzen? Ich, der ich ein Günstling der Dadung-Arvu bin, der guten Geister der Jäger, ich, der ich mein Geschäft daraus mache, die wilden Thiere in ihren geheimsten und dunkelsten Verstecken aufzusuchen, ich selbst würde zögern."

Argalenka antwortete nicht.

Harruch schien die Zurückhaltung, die der Beduis bewahrte, nicht übel zu nehmen.

„Das ist Dein Geheimniß", begnügte er sich zu sagen.

„Nein," entgegnete Argalenka, „der Bittende hat kein Geheimniß mehr; sein Herz gehört Dem, von welchem er das Leben erfleht. Weshalb sollte ich Dir übrigens auch meine Absichten verbergen? Mein Herz ist rein, wie das Wasser, welches Gott in den Stock des Ravenalie, den Baum der Reisenden, legte."

„Gut," sagte Harruch, „Dein Vertrauen soll Dich nicht täuschen. Ich schwöre, für Dich zu thun, was ein armer Mensch für einen noch ärmeren thun kann, und Dir mit dem beizustehen, was ich besitze, mit meiner Kraft und meinem Muthe; aber erspare Dir die Mühe, mir Deine Geschichte zu erzählen; ich kenne diese" — fuhr Harruch fort, der seit einigen Augenblicken den Beduis mit großer Aufmerksamkeit betrachtet hatte.

„Du kennst mich?" sagte dieser.

„Ja; Du nennst Dich Argalenka und bist aus Deiner Hütte entflohen, weil der Vertraute Thsermaïs Dir Deine Tochter raubte; Du kamst vor zwei Tagen zu Mynheer Cornelis; Du hast den Chinesen ausgeplündert und dessen Gold Deinem Fürsten geboten, daß er Dir Dein Kind zurückgebe; er hat es verweigert und Du bist fortgegangen. Du kehrtest nach Weltevrede zurück und erwartetest am nächsten Tage auf dem Königsplatze die Eröffnung des Palastes. Ist das Alles so wahr?"

„Das Alles ist die Wahrheit," erwiderte Argalenka.

„Gut. Jetzt höre das Ende. Am 13. Tage des Monats Katigo hatten sich Männer, Javanesen, Beduis, Chinesen, Malayen und Mauren

in dem Walde von Tjivadal versammelt und dort davon gesprochen, die Herren der Insel niederzumetzeln. Der Beduis Argalenka, der in dem hohlen Stamme eines Liquidamber verborgen war, welcher ihm seit einem Jahre zur Zufluchtsstätte diente, hatte Alles gehört, und wenn Argalenka am Tage darauf auf dem Gouvernementsplatze die Eröffnung des Hauses des weißen Sultans erwartete, so geschah es, weil er diesem sagen wollte, was jene Männer beriethen."

„Das ist wahr," entgegnete Argalenka. „Meine Religion gebietet mir, so viel ich es vermag, das Blutvergießen der Geschöpfe zu verhindern, die sämmtlich aus den Händen Buddha's hervorgegangen sind."

„Ja," sagte Harruch, „aber wenn Du Dich so sehr beeiltest, die Vorschriften Deiner Religion zu erfüllen, so geschah das auch, weil Du in dem Walde von Tjidaval Thsermaï erkannt hattest; und gleichwohl sagt ein anderes Wort Buddha's: Du sollst denen nichts Böses thun, die Dir welches zufügten."

Argalenka senkte den Kopf und antwortete nicht.

„Noch mehr; eine Minute hat genügt, um Dich das zweite Gebot Deines Gottes vergessen

zu lassen, wie Du das erste vergessen hattest. Während Du den blau und gelb gekleideten Soldaten betrachtetest, der vor den Bogengängen des Palastes auf- und niederschritt, beobachtete Dich ein Mensch, ein Malaye, als Seemann gekleidet. Dieser Mensch näherte sich Dir und sagte: Argalenka, willst Du Deine Tochter wieder sehen? Du erbebtest, wie Du in diesem Augenblicke erbebst, und antwortetest: Für einen Kuß meines Kindes gebe ich mein Leben hin. — Du dachtest schon nicht mehr daran, das Gebot Buddha's zu erfüllen, zu verhindern, daß das Blut seiner Nebenmenschen vergossen würde, ebenso wenig, wie ich daran denke, den Lauf des Tjidaval aufhalten zu wollen."

Argalenka achtete nicht auf diese letzte Aeußerung des Guebern; er hatte ihn athemlos vor Angst angehört.

„Ja," entgegnete er, „ja, er versprach mir, daß ich mein Kind wiedersehen sollte; Du hast es gehört, Du, und kannst es bezeugen. Wie glaubtest Du, daß ich an etwas Anderes denken werde, als an meine süße Arroa, als an die Liebkosungen, deren ihr alter Vater noch genießen wird? Denn jetzt, da Du weißt, daß sie es ist, die ich auf dem Berge Sidjiva finden soll, daß sie mich dort vielleicht erwartete — ach, mein Gott, ich werde nicht hinkommen und sie

könnte glauben, ich liebte sie nicht mehr! — Du wirst Dich nicht weigern, mich hinzuführen. — Ein Vater, der sein Kind wiedersehen will, das ist etwas Heiliges für einen Menschen, für ein Volk, für alle Götter. Komm, leiste mir Beistand, aufzustehen, hilf mir, diese widerspenstigen Beine bezwingen, stütze mich, und wenn mein Körper mich wieder verräth, so laß ihn am Wege liegen, aber öffne seine Brust, nimm sein Herz heraus und trage es zu Der, von der es ganz erfüllt ist."

„Argalenka," sagte ernst der Schlangenbeschwörer, „Arroa erwartet Dich nicht auf dem Berge Sidjiva."

„Du irrst Dich, Mensch, das ist unmöglich. Der Malaye sagte mir: „Erwarte Deine Tochter auf dem Berge Sidjiva, an dem Orte, wo die steilen Gipfel beginnen. Ehe die Sonne die blauen Spitzen fünf Mal mit Purpur umsäumt hat, wird Arroa in Deinen Armen liegen; die Klage des Greises hat mich gerührt und ich werde von Thsermaï erlangen, daß er thut, was Du begehrst. —" So hat er gesprochen und er kann mich nicht haben betrügen wollen. — Und sobald Arroa erfahren hat, daß man ihr erlaubt, ihren alten Vater wieder in die Arme zu schließen, wird sie sich wohl gehütet haben, dies zu unterlassen. — „Du glaubst vielleicht, daß meine Tochter

mich nicht liebt? Ach, mein Gott," rief der Greis, indem er sich selbst aufregte, „wie kann man so etwas denken? — Wenn Du in unserer Hütte gesehen hättest, wie sie Abends meinen Segen erbat! Da waren es Küsse, Liebkosungen, die kein Ende nehmen wollten; und am Morgen fing es wieder ebenso an. Sie war so hübsch, meine Arroa, so schön, daß Du sie eher für die Tochter eines Genius gehalten hättest, als für die eines armen Beduis! Nein, sage das nicht, Mann; sage vielmehr, daß sie, gleich mir, die Nacht damit zugebracht hat, auf die Schläge ihres Herzens zu hören, wie sie meinen Namen aussprachen, ganz so, wie das Klopfen meines Herzens mir ihren Namen zuruft, seitdem ich Weltevrede verlassen habe. Sage das, sage, daß sie kommen wird, sage, daß sie mich liebt. Sprich es aus; es kann Dir nicht schwer werden, denn es ist die Wahrheit, und Du mußt daran glauben. — Und sage, wenn Du es auch nicht glaubst, sage es dennoch, aus Mitleid für den armen Beduis, der Dich auf den Knien darum anfleht! — Mir das Gegentheil zu beweisen, würde mich tödten; wie ich auch sterben würde, wenn nach so vielen Hoffnungen ich das Glück verschwinden sähe, das mich seit sechszehn Stunden beinahe wahnsinnig macht!"

Diese Klagen Argalenka's durchdrangen die

rauhe Schaale, welche das Herz des Guebern umgab; er ergriff die Hand des Greises mit mehr Herzlichkeit, als er gewöhnlich zu zeigen pflegte.

„Ich sage nicht, daß Sie Den nicht mehr liebt, der ihr das Leben gab," erwiderte er, „aber ich bestätige auch ebenso wenig, daß sie ihm ihre Zärtlichkeit bewahrte. Was ich weiß und was ich mit einem Eide bekräftigen will, ist, daß sie es nicht sein wird, die Du an dem Orte findest, wohin der Malaye Dich bestellte."

„Was werde ich denn dort finden?"

„Zwei Crids, welche in Deinem Herzen die Zusammenkunft des Waldes von Tjidaval begraben."

„Meine Tochter! Meine Tochter!" rief der arme Vater mit herzzerreißender Verzweiflung, als ob bei dem Tode, welchen Harruch ihm als über seinem Haupte schwebend verkündete, nur der eine Gedanke ihn ergriffen hätte, von seinem Kinde getrennt zu werden.

„Deine Tochter ist bei dem Rajah; Basilius hatte sie Dir geraubt; nach seinem Tode hat Thsermaï sie genommen."

Argalenka verbarg sein Gesicht in den Händen.

„Aber," fuhr der Gueber fort, dessen Stimme jetzt keine Aufregung mehr verrieth,

„erregt das Böse, das man Dir zufügte, bei Dir kein anderes Gefühl, als das eines vergeblichen Schmerzes?“

„Was willst Du damit sagen?“

„Ist für Dein verwundetes Herz die Rache kein Heilmittel, wie der Dajdah es gegen den Biß der Schlangen ist?“

„Ach,“ entgegnete der arme Greis, „meine Tochter zu lieben, das ist Alles, worauf ich mich verstehe, und mein Herz ist so von diesem einen Gedanken erfüllt, daß es keinen Raum für einen andern hat.“

„Vater, Du hast auf Deiner Stirne einen Kranz von weißen Haaren; wenn Du unter den Menschen gelebt hast, mußt Du sie kennen. — Reicht denn Dein Blick nicht weiter, als Deine Augäpfel? — Ich brachte mein Leben in den Wäldern, in der Mitte wilder Thiere zu, und was ich sah, höre: Wenn der Kidang nur noch ein Füllen ist und sanfter als das sanfteste Weib, bedroht er doch schon seinen Vater, wenn dieser ihn in seiner Liebe stören will. Danach beurtheile, was der junge Tiger wagt? — Du bist arm und Deine Tochter lebt in Pracht; Du ruhst am Wege und sie bewohnt einen Palast; gleich mir hast Du die Hälfte Deines Sacongs an den Dornen der Wälder zurückgelassen, und die Mieder Arroa's funkeln wie die

Fluthen in den Strahlen der Sonne. Was kann noch zwischen Dir und ihr gemein sein?"

„Sprich nicht so; Du lästerst Gott in der Liebe der Kinder zu Denen, welche ihnen das Leben gaben."

„Ich werde dennoch so sprechen. Man hat Dich zu Boden getreten und ich will, daß Du Dich erheben sollst; man hat Dich geschlagen und ich will, daß Du den Kopf aufrichtest. Wenn die Liebe Deiner Tochter Dir nicht mehr gehört, denke an Die, welche sie Dir raubten, und in Deinem Hasse, wie in deiner Zärtlichkeit, wirst Du eine unendliche Süßigkeit finden."

„Buddha hat uns auf die Erde gesetzt, um zu lieben und nicht, um zu hassen."

„Buddha ist kein Gott," fuhr der Gueber fort. „Zeige mir Deinen Gott, wie ich Dir den meinigen zeigen werde. Der wahre Gott ist die Sonne, die uns das Feuer gab. Betrachte diesen Vulkan," fuhr Harruch fort, indem er auf die Gipfel des Panderango deutete, der seinen röthlichen Scheitel in die Nacht emporstreckte; „betrachte diesen Vulkan, der nur brennt, um zu vernichten und zu zerstören. Gleichwohl ist es Gott, der ihn in den Eingeweiden des Berges entzündete! So soll es auch nach seinem Willen mit den Leidenschaften sein, die er in unsere Seelen legte."

„Ich sage es Dir, Mann, mag ich auch suchen, wie ich will, so finde ich dennoch keinen Haß in der Seele, die ich von Buddha empfing."

Harruch stampfte ungeduldig auf den Boden. „Argalenka," sagte er, „der Malaye, der Dir versprach, Dir Deine Tochter zurückzugeben, hat Dich belogen."

„Handelt er so, dann beklage ich ihn," sagte Argalenka, „und werde zu Buddha beten, daß er ihn den Werth der Aufrichtigkeit kennen lehrt."

„Argalenka, ich sagte es Dir schon, daß Arroa aus dem Hause des fränkischen Doctors in den Harem des Rajah kam; sie ist zwei Mal besudelt worden."

„Die Liebe ihres Vaters wird sie läutern."

„Argalenka, nicht zufrieden mit dem Besitze ihres Körpers, hat dieser Mensch Dir auch das Herz Deines Kindes geraubt; der Geist Deiner Tochter ist die Beute des Dämons geworden."

„Buddha ist allmächtig; sein Hauch fegt die Dämonen hinweg, wie der Wind die Blätter des Thales vor sich her treibt."

„So gehe denn, unsinniger Greis, gehe nach dem Sidjiva; Deine Augen werden dort nichts sehen, als die Mauern des alten verlassenen Stalles, als die grünen Bäume und Gesträuche; Deine Ohren werden nichts hören, als

das Geschrei der Bewohner der Einsamkeit, welche eine leicht zu erfassende Beute wittern. Dann wirst Du es zu spät bereuen, nicht auf Den gehört zu haben, der Dir redlich seine Hand bot und der allein es vermochte, wo nicht Dir das Herz Deines Kindes zurückzugeben, doch wenigstens Deine väterlichen Blicke durch die Freude zu sättigen, Die zu betrachten, der Du das Leben gabst."

„Du, Du!" rief Argalenka, indem er seine Schwäche vergaß und sich auf seinen Beinen emporrichtete, als wären sie von Stahl; „ich danke Dir, Buddha, daß Du mich erhörtest und mir diesen Menschen sendest! Ich werde sie sehen! Ha, die Freude erstickt mich, meine Thränen, die soeben noch reichlich flossen, versiegen in meinen Augenwimpern und verbrennen sie; — Dir werde ich das Glück verdanken; ich hatte gleich erkannt, daß Du gut bist."

Die Finsterniß verhinderte Argalenka, das unheimliche Lächeln zu bemerken, welches bei diesen Worten Harruch's Lippen umspielte.

„Ja," sagte derselbe, „wenn sie nicht zu Dir gekommen ist, wollen wir es versuchen, zu ihr zu gelangen.

„Wann brechen wir auf?" fragte der Greis; „es scheint, als verlieren wir viel Zeit. Ach, ich finde, daß der Morgenvogel lange zögert,

den Schrei auszustoßen, durch den er den Tag begrüßt. — Arroa, mein Kind, ich soll Dich also wieder sehen!“

„Ja; aber ich stelle dazu eine Bedingung?“

„Welche? Sprich; verlangst Du mein Blut? Verlangst Du mein Leben? Soll ich bis zu ihr durch das Feuer gehen? Du brauchst nur zu sagen, was Du verlangst und ich werde es thun. Du, der Du Mitleid mit meinem Schmerze hattest, Du mußt wissen, was es heißt, Vater zu sein.“

„Höre! Ich bin gleich Dir ein Opfer, aber nicht ein trauriges, ergebungsvolles Opfer, wie Du es bist. Wenn Harruch beleidigt wurde, hört er gleich dem Tiger, der nur auf den Ruf seiner Eingeweide achtet, weiter nichts mehr, als seinen Haß und schreitet seiner Beute mit sicherem Fuße entgegen, kriecht, wenn er kriechen muß, verbirgt sich, so lange die Stunde noch nicht geschlagen hat, aber er ist stets bereit, auf die Unklugen, die seinen Zorn reizen, einzuspringen und sie mit seinen stählernen Krallen zu zerreißen.“

„Und was verlangst Du von mir?“

„Ein Mensch, so stark und so tapfer er auch sei, ist doch immer nur ein Mensch; er kann sterben und seine Rache mit ihm. Ich will aber nicht, daß meine Rache sterbe. Du wirst

daher bei dem Tempel von Boro-Boda schwören, mir in meinem Werke beizustehen, mich dabei mit allen Deinen Kräften zu unterstützen, wenn das, was ich verkünde, nicht wahr ist, wenn Deine Tochter in Dir nur noch einen Fremden, einen schmutzigen Bettler sieht."

„Es ist unmöglich! Meine Arroa ihren Vater nicht anerkennen?" sagte der Greis mit einem unbeschreiblichen Ausdruck des Lächelns.

„Weshalb zögerst Du dann, einen Eid zu leisten, der Dich zu nichts verpflichtet?"

„Diesen Eid verwirft Buddha. Ich verdamme Dich nicht, Harruch, aber Deine Ansichten sind nicht die meinigen. Du hast Recht, indem Du Dich mit dem Tiger der großen Wälder vergleichst, wenn Du gleich ihm Dich nur durch Blut sättigen kannst; ich glaube an die Gerechtigkeit Dessen, der mich auf die Erde stellte; da ich mein Möglichstes that, um seine Gesetze zu befolgen, glaube ich, daß er sich meiner Sache annehmen wird, daß er den straft, der gestraft werden muß, daß er mich rächt, wenn ich gerächt werden soll und in seine Hände übertrage ich dies Alles. Aber wenn ich mich weigere, das zu thun, was mein Gott mir verbietet, ist das für Dich ein Grund, mich des Glaubens zu berauben, daß Du mir versprachst, den lachenden Becher nur meinen Lippen genähert zu haben, um

mich desto empfindlicher die Qualen des Durstes fühlen zu lassen!“

„Nein,“ erwiederte Harruch darauf, „ich sagte Dir meine Bedingungen, Du wolltest sie nicht erfüllen, unsinniger Greis, und ich verlasse Dich daher. Bitte Buddha, daß er Dir Deine Tochter zurückgibt und erwarte von Harruch nichts mehr.“

„Das will ich thun,“ erwiderte der Greis mit schmerzhafter Ergebung; „ich bin elend, verlassen von Allen, ich habe nicht mehr die Kraft, meine schwachen Hände zu erheben, aber meine Sache ruht in der Hand meines Gottes und ich hoffe, daß er die Boshaften bestrafen wird.“

„Ich hoffe nichts, als von mir selbst,“ erwiederte Harruch, indem er die Falten seines Sacong zusammenzog, um sich wieder in Gang zu setzen; „mein Arm wird Die treffen, die mich getroffen haben. Lebe wohl.“

Indem Harruch diese Worte sprach, entfernte er sich mit großen Schritten, Argalenka zurücklassend, wo er ihn gefunden hatte und kniend in dem Staube des Weges.

VII.

Ein feindlicher Vorschlag.

Seit der Eröffnung des Malayen hatte Thsermaï beständig an die Drohung gedacht, mit welcher derselbe von ihm schied. Weit entfernt, sich in die Trennung zu fügen, welche Nungal ihm als unvermeidlich geschildert hatte, fühlte er sich täglich mehr von den Reizen Arroa's ergriffen. Vergebens hatte er gesucht, sich durch die Liebkosungen Derjenigen zu sättigen, die er nur noch kurze Zeit lieben sollte; sie ließen sein Herz stets unbefriedigt, seine Begierden nur um so glühender. Nicht wenige Stunden nur wollte er dieser Liebe widmen, sondern sein ganzes Leben, und er fragte sich, durch welches Mittel es ihm möglich sein würde, sich der lästigen Vormundschaft dessen zu entziehen, der in ihm Träume des Ehrgeizes wachgerufen hatte, auf die er nicht verzichten mochte, doch ohne jene schöne Hindu zu opfern.

Alle die freie Zeit, welche seine Freuden ihm ließen, widmete er dem Nachdenken über die Mittel, die er anzuwenden hätte, um zu diesem Resultate zu gelangen. Aber Nungal schien ihm nicht der Mann zu sein, dem man

ungestraft trotzen durfte; er dachte nur mit Schrecken an die eigenthümliche Macht dieses übernatürlichen Wesens, an das entsetzliche Geheimniß, dessen Besitzer er war und trotz seiner Erziehung abergläubisch, wie alle Javanesen, wies er mit Entsetzen die stürmischen Gedanken zurück, die sich seinem Gehirne aufdrängten und zitterte davor, daß der Malaye in seinem Herzen lesen könnte, wie er in den Geheimnissen der Vergangenheit las.

Eines Tages, als er träumerischer wie gewöhnlich war, als seine Stirn sich finster zeigte, sein Blick sorgenvoll, seine Lippen zusammengezogen und weder der Tanz noch das Lächeln seiner Weiber seinen Trübsinn zu zerstreuen vermochten, ging er hinab in die Gärten, die seinen Dalam umgaben und schritt nachdenkend unter dem Schatten derselben umher.

Er hatte seinen schwarzen Panther bei sich, den wir bereits in dieser Geschichte erscheinen sahen, ein prachtvolles Thier mit weichem glänzendem Fell und gelben Augen, funkelnd wi Topase. Er folgte ihm Schritt für Schritt, wi ein junger Hund, rieb von Zeit zu Zeit seine gewaltigen Kopf gegen den Fuß seines Herrn entrollte die langen Ringel seines Schweifes un erbettelte eine Liebkosung mit weiblicher Anmuth und Koketterie.

In dem Augenblicke, als Thsermaï eine Allee entlang schritt, welche an dem Bambusgehege hinführte, das den Park von dem Walde trennte und als Schutzwehr gegen das Eindringen wilder Thiere diente, bemerkte er am Ende dieser Allee einen Menschen, der die schwache Umhegung überkletterte.

Die finstern Gedanken, denen der Javanese in diesem Augenblicke sich hingab, stimmten ihn nicht znr Nachsicht; er wandte sich gegen den Panther um, zeigte ihm den Menschen und hetzte ihn auf denselben; das Thier erhob den Kopf, sog lärmend die Luft in seine gewaltigen Nüstern ein, kauerte sich einen Augenblick auf die Hinterpfoten und sprang dann schnell wie der Blitz und leicht wie der Wind vorwärts. Aber zur großen Ueberraschung Thsermaï's geschah es nicht, wie dieser es erwartet hatte, um den Unbesonnenen mit Krallen und Zähnen zu zerreißen; er sah, wie der Tiger denselben liebkoste, wie er nur seinen Herrn zu liebkosen pflegte, wie er sich aufrichtete, seinen Kopf an das Gesicht des Fremden drückte, mit großen Sätzen um denselben hersprang und sich dann zu seinen Füßen niederlegte.

Der Javanese zog wüthend seinen Crid und lief auf die Gruppe zu, welche der Mensch und das Thier bildeten, in seinem eifersüchtigen

Zorne unentschlossen, ob er den Einen oder das Andere tödten sollte, oder Beide. Erst als er noch zwanzig Schritte von Denen entfernt war, die er erreichen wollte, erkannte er Harruch.

Der Gueber liebkoste ruhig den Panther, spielte mit ihm, wie mit einer Katze, vertraute seine Hand dessen mächtigen Tatzen an, die ihre Krallen eingezogen hatten, und lächelte freundschaftlich, als er den Javanesen auf sich zukommen sah. Aber dieses Lächeln schien den Zorn Thsermaï's nicht zu entwaffnen.

„Gibt es denn keine Thür mehr in dem Dalam!" rief er. „Weshalb dringst Du ein, wie ein Räuber, auf die Gefahr hin, Dich durch meinen Panther in Stücke zerreißen zu lassen?"

„Maha hat es vergessen, daß ich ihn seiner Mutter und der Freiheit beraubte. Aber er erinnert sich noch, daß meine Hand ihm die ersten Dienste leistete. Er würde sich eher auf Euch werfen, Tuan, als seine Zähne an Harruch legen."

Das Thier schien zu billigen, was der Gueber sagte; es betrachtete seinen ehemaligen Herrn mit Augen voll Liebe; das trieb den Zorn Thsermaï's auf den höchsten Gipfel.

„Du antwortest nicht auf meine Frage, Hund? Denke daran, es zu thun, wenn Du nicht willst, daß mein Crid die Worte in Deiner Kehle suchen soll.

Harruch fürchtete, wenn er sich auf dem Hofe Deines Palastes zeigte, möchten Deine Diener sich seiner zerrissenen Kleider schämen und ihn nicht zu Dem lassen, der ihr Herr und Gebieter ist."

„Sage vielmehr, daß Du kommst, um zu erspähen, was in meiner Wohnung vorgeht, Du von Gott verfluchter Gueber."

Die Schmähungen Thsermaï's schienen keinen Eindruck auf Harruch zu machen; er zeigte sich gegen denselben noch mehr demüthig als gleichgültig, und als der Javanese seine Worte beendet hatte, streckte er die Hände gegen ihn aus, als bitte er ihn um Verzeihung.

„Nun, was willst Du? Sprich. Du willst vielleicht das fordern, was Nungal bei Mynheer Cornelis als Preis auf Deine Gefälligkeit gesetzt hatte, — die schöne europäische Rangun?"

Harruch antwortete noch nicht; nur senkten seine Augenwimper sich langsam über seine Augen herab, als wollte er diese dem Anblick Thsermaï's entziehen.

„Wenn das ist," fuhr der Javanese fort, „bin ich bereit, Dich zu befriedigen; das ist nur gerecht."

Und indem er in einem Lorbeergebüsch auf einen kleinen Hügel deutete, der frisch aufgeworfen zu sein schien, sagte er:

„Die, welche Du suchst, liegt dort; grabe mit Deinem Crid nach und Du wirst sie finden.

„Sie ist also todt?“ sagte der Gueber mit vollkommener Gleichgültigkeit.

„Bei Mohamed, der Opium von jenem Tage muß Dir noch das Hirn verwirren, Harruch, wie könntest Du sonst vermuthen, daß ein Elender, wie Du bist, etwas Anderes, als die Leiche eines Mädchens erhalten würde?“

„Die schwarzen Tropfen erheben uns zu dem Paradiese Gottes und die Schönheiten, die es bevölkern, achten nicht auf die Farbe dessen, den sie dort zu lieben bestimmt sind. Aber die Bedajah's des Rauches folgen uns nicht, wenn wir wieder auf die Erde herabsteigen, und noch fühlen meine Lippen den Wohlgeruch ihrer Küsse, wenn ich schon ihre himmlischen Gesichter vergessen habe. — Nicht wegen des weißen Mädchens bin ich gekommen, Herr; ich kam, weil man mich zu Dir sandte!“

„Wer!“

„Der Adipati der Männer mit den langen Zöpfen, Ti-Kaï, der Chinese.“

„So,“ entgegnete Thsermaï, indem er plötzlich sanfter wurde, „und was bringst Du mir von Ti-Kaï?“

„Die Nachricht, daß Deine Besorgnisse unbegründet waren, daß alle Formalitäten, welche die Herren der Insel verlangen, erfüllt sind, daß Du frei über das Gold der weißen Rangun

dort verfügen kannst, und daß der Wille des Meisters erfüllt ist."

„Gut," sagte Thsermaï, „und zum Lohne verspreche ich Dir, Harruch, eine Nacht, bevölkert mit den Träumen, die Du liebst. Aber," fuhr er fort, indem er unwillkürlich erblaßte, „hast Du Nungal gesehen, den, welchen der Chinese den Meister nennt?"

„Ja," erwiederte Harruch.

„Und was sagte er Dir?" fragte Thsermaï, dessen Aufregung sich durch seine Stimme verrieth.

„Sprechen wir von den Brüdern Maha's, Deines Panthers, welche in den Wäldern heulen, sprechen wir von den Tigern, welche die Felsen durch ihr Gebrüll erzittern machen, sprechen wir von dem Panderangon, dessen Beben die ganze Insel erschüttert, wenn der Berg seine Flammen speit, aber sprechen wir noch nicht von Nungal."

„Gueber, weshalb sagst Du: noch nicht?"

„Weil ich noch nicht weiß, ob Nungal ein Mensch ist, oder Einer jener Barkasahams, welche die Gräber bewohnen und dieselben nur zum Unglück der Söhne der Erde verlassen."

„Und Du suchst Deinen Zweifel aufzuklären?"

„Ja," erwiederte Harruch.

„Thsermaï bewahrte während einiger Augenblicke das Schweigen. Er dachte nach, dann

aber wendete er sich zu dem Schlangenbeschwörer, und sagte:

„Harruch, ungeachtet Deiner Beschäftigung als Jongleur, habe ich Dich stets für einen Menschen voll Verstand und Muth gehalten. Komm mit mir, ich will Dir reiche Kleider geben lassen und Du sollst in meinem Palaste wohnen.“

„Harruch hat stets in der Freiheit der Berge gelebt; er würde ein schlechter Diener sein, Thsermaï, das schwöre ich Dir.“

Der Javanese lächelte.

„Nicht zu meinem häuslichen Dienste will ich Dich dingen, Harruch,“ sagte er, „Du sollst Deine Unabhängigkeit bewahren; komm also in meinen Palast, wo Du meine Reichthümer genießen sollst.“

In dem Augenblicke, als Harruch dem Javanesen folgen wollte, wendete er sich nach der Seite, wo die junge Holländerin lag. Vielleicht wollte er Der ein Lebewohl zurufen, deren Reize seine Rauheit zügelten. Aber es bot sich ihm jetzt ein entsetzliches Schauspiel. Während er mit Thsermaï sprach, war der Panther, angezogen durch den Leichengeruch, der aus dem Grabe aufstieg, in das Gebüsch geschlüpft und die Erde mit seinen mächtigen Krallen fortschaufelnd, hatte er schnell die Leiche der armen Rangun entblößt, deren Leichentuch er jetzt spielend zerriß.

„Hierher, Maha! Hierher!“ rief Thsermaï, der einige Augenblicke zuvor vielleicht fühllos gegen diese abscheuliche Profanirung einer Todten geblieben wäre. Da das Thier taub bei seiner Stimme blieb, sprang er auf dasselbe zu und warf es mit einem Fußtritt an den Rand des Grabes nieder. Harruch erblickte jetzt das bläuliche Fleisch der Unglücklichen, der er seine Liebe hatte widmen wollen; ein krampfhaftes Frösteln durchzuckte seinen Körper, und so groß auch seine Selbstbeherrschung war, konnte er zwei Thränen nicht unterdrücken, die schweigend an seinen Wangen herabrannen.

Thsermaï war zu sehr damit beschäftigt, Maha zum Gehorsam zu bringen, um die Aufregung des Guebern zu bemerken; dennoch glaubte er, daß es für sein Interesse nicht gut sein würde, den armen Teufel länger bei der Betrachtung dieses Schauspieles zu lassen und zog denselben schnell mit sich fort.

Die wenigen Worte, welche Harruch über Nungal gesprochen hatte, entschieden über die Unentschlossenheit des Javanesen. Ungeachtet der Versicherungen des Gegentheils war die Dankbarkeit das, was das Herz Thsermaï's am wenigsten bedrückte, und seitdem Nungal den Wiederbesitz Arroa's in Anspruch nahm, dachte er nur noch daran, sich dieses unbequemen

Freundes zu entledigen. Die Schwierigkeit, dies zu thun, war das Einzige, was ihn in Verlegenheit setzte. Wenn Nungal ein gewöhnlicher Mensch gewesen wäre, so würde Harruch selbst ihn für einige Piaster von demselben haben befreien können, und in Ermangelung Harruch's würde es nicht an minder gewissenhaften, aber gehorsameren Armen gefehlt haben. Doch der Javanese ahnte, daß Nungal nichts Menschliches hatte, als das Gesicht, und er fürchtete, daß der Crid seiner Diener machtlos gegen denselben sein möchte, und daß ein solcher erneuter Versuch ebenso wenig etwas ausrichten würde, als der Dolchstoß, den er selbst führte.

Um über Nungal zu triumphiren, mußte man Kämpfer und Waffen in der Welt suchen, in welcher er lebte, und für den Augenblick fand Thsermai nichts Besseres, als Harruch, der stets in seine Beschäftigung als Jongleur etwas Empirismus gemischt hatte und bei dem Volke dafür galt, im Besitze geheimer Wissenschaften zu sein. —

Wir lachen gern, wenn von der phantastischen Geisterwelt die Rede ist; auf Java ist das nicht der Fall; Java ist das Amorica Oceaniens; gleich dem Bretagner verbindet der Javanese eine abergläubische Tradition mit Allem, was rings um ihn her vorgeht, mit Allem, was

seine Augen erblicken; es gibt kein Dorf, keine Straße, keinen einsamen Kreuzweg, keinen Baum, der nicht seine eigene Tradition hat; und sonderbar ist dabei, daß einige dieser Traditionen beiden Ländern gemeinsam sind. Gleich den bretagne'schen Wäschermädchen, nehmen die javanesischen Wiws die Gestalten schöner Weiber an, um die Reisenden zu dem Ufer des Flusses zu locken; indeß hat der Aberglaube auf Java nicht die milde, tauben-unschuldige poetische Färbung, welche ihn in der Bretagne charakterisirt, sondern zeigt sich finster und wild, wie der Schauplatz, auf den er sich bezieht, wie die vulkanische Erde, in welcher die Natur sich stets gegen die Hand ihres Schöpfers auflehnen zu wollen scheint.

Von Zeit zu Zeit trägt sich irgend ein eigenthümliches Ereigniß zu, unerklärbar und unerklärt, ähnlich dem, dessen Geschichte wir schreiben, und gleich einem Meteor hinterläßt es einen hellen Streifen, der die Bevölkerung in der Ueberzeugung erhält, daß die Wissenschaft, welche dem Menschen übernatürliche Vorrechte erwirbt, und welche ihre Väter entweder von den Ufern des Nil, oder von denen des Ganges mitgebracht haben, nicht verloren ging, sondern daß von Jahrhundert zu Jahrhundert irgend ein höherer Geist sich dieser Vorrechte wieder zu bemächtigen im Stande ist.

Dies war auch die Ueberzeugung Thsermaï's, und in der Absicht, zu seinem Vortheil den Rang zu benutzen, den Harruch vielleicht unter den Adepten der Magie einnahm, hatte er sich entschlossen, demselben einen so freundschaftlichen Empfang zu gewähren.

„Harruch," sagte er, indem er sich mit ihm entfernte, und ihn nachdenkend sah, „ich glaube, daß Du in diesem Augenblicke die Macht zu besitzen wünschest, Der das Leben zurückzugeben, welche es verloren hat."

„Weshalb?" antwortete Harruch mit gezwungener Gleichgültigkeit. „Wenn der Wind den Tackbaum seiner Zweige beraubt, verleiht ihm die Sonne dann nicht sogleich wieder den neuen Schmuck, der unsere Augen ergötzt?"

„Glaubst Du, daß es in der Macht gewisser Menschen liegt, das todte Fleisch zu beleben?"

„Nein," entgegnete Harruch kurz.

„Dennoch sagt man, daß es möglich ist, durch die Wissenschaft dahin zu gelangen, die Geister zu beherrschen, welche das Leben verleihen."

„Das Feuer allein vermag, was Du sagst, und dies geschieht auf Kosten des Stoffes, löst die Seele von ihrer Hülle los, und sendet sie in einen anderen Körper; aber er kann diesem nicht die Gestalt verleihen, die er hatte, indem die Seele läuterte."

„Dann," sagte Thsermaï, welcher den Gueber auf Nungal zu sprechen bringen wollte, „sind die Geister, welche man in diesem Lande die Barkasahams nennt, mächtiger als das Feuer, denn man sagt, sie könnten das, was der Gott, den Du anbetest, nicht kann."

„So mögen sie es denn wagen, mit dem Vater Ormuzd zu kämpfen!" entgegnete Harruch verächtlich.

„Mein Freund Harruch, der so viele Dinge weiß, ist auf seinem Wege vielleicht schon Barkasahams begegnet?"

„Ja," entgegnete Harruch.

„Wahrlich!" erwiederte Thsermaï, indem er sich erstaunt stellte, „wann und wo?"

„Der Herr ist nicht offen gegen den, welchen er seinen Freund nennt; gleich der kleinen Natter Bidudak macht er tausend Windungen um sich selbst, ehe er dahin gelangt, wohin sein Wille strebt."

„Was willst Du damit sagen?"

„Daß der Herr Thsermaï," erwiederte Harruch mit einer Zuversicht, die wenigstens seinen tiefen Scharfsinn bewies, wenn auch nicht seine Forschergabe, — „daß der Herr Thsermaï seine Hand Harruch nur entgegenstreckte, weil er wollte, daß Harruch ihn von dem Barkasaham befreien sollte, der ihm schaden will."

„Und wie heißt dieser Barkasaham?“ erwiederte der Javanese, dessen Vertrauen dadurch wuchs, daß der Jongleur seine Gedanken mit solcher Sicherheit errieth.

„Jetzt heißt dieser Barkasaham Nungal, aber ein Barkasaham hat mehr als einen Namen, oft sogar bis zehn, die noch ungerechnet, die er im Rückhalt besitzt.“

„Nungal ist mein Freund, Nungal ist mein Bruder, und ich glaube nicht, was Du über ihn sagst. Sprich von den Barkasahams und zähle mir die Vorrechte dieser Geister auf.“

„Nein, ich muß jetzt schweigen. Der Vogel, welcher die Nähe des Tigers andeutet, verstummt, wenn er bemerkt, daß der, welcher die Wälder durchstreift, nur ein Pfauenjäger ist.“

„Sprich doch, Harruch, sprich!“ rief Thsermaï, indem er seinen Begleiter zurückhielt, denn sie näherten sich dem Gebäude des Palastes. „Willst Du mir dienen, so wird man in Dir statt eines gemeinen Jongleurs, einen mächtigen Herrn sehen und einen weisen Vollstrecker des Willens seines Gebieters.“

„Der, welcher das Geheimniß des Todes erforschte, welcher in seiner rechten Hand die Tasten des Schlomoh hält und in seiner Linken einen blühenden Mandelzweig, steht über allen Besorgnissen, über aller Furcht. Er kennt den

Grund der Vergangenheit, der Gegenwart und der Zukunft; er zwingt, sobald er will, die Natur, sich ihm zu offenbaren; im Namen Arimans gebietet er den Elementen und macht sie zu seinen Sclaven. Das sind die Vorrechte des Barkasaham."

„Und Du hast die Geheimnisse ihres Wesens erforscht?"

„Ja. Der Barkasaham verlängert gleich den Phantomen, welche sich von dem Blute der Todten nähren, sein Leben eben dadurch, daß er ihm die Tage hinzufügt, welche er den anderen Menschen raubt."

„Erkläre Dich deutlicher!"

„Durch seine höllischen Rathschläge, durch die Kenntniß, die er von ihren Leidenschaften hat, führt der Barkasaham sie dahin, selbst das himmlische Feuer zu verlöschen, welches die Hand Ormuzd's in ihnen entzündet, und ihr Leben mit eigener Hand zu verkürzen. Dann gestattet ihm Ormuzd, sich der Stunden zu bemächtigen, welche diese Verfluchten noch zu leben hatten, die sie aber verschmähten."

„Und gibt es denn kein Mittel, sich zum Herrn des Geheimnisses zu machen, durch das sie so mächtig sind, und mit ihnen die Herrschaft zu theilen, welche größer ist, als die aller Könige der Erde?"

„Kennte ich dieses Geheimniß, so würde ich es Dir nicht sagen.“

„Also ist jeder Kampf gegen diese fürchterlichen Wesen unsinnig, jeder Versuch, ihnen Widerstand zu leisten, eine Thorheit?“

„Nein; der Mensch kann viel, wenn die List sich mit Kraft vereinigt.“

„Ich begreife Dich, Du bist die List, ich die Kraft, und Du machst mir den Vorschlag, uns gegen den gemeinschaftlichen Feind zu verbinden?“

„Der Barkasaham ist nicht mein Feind; das Gewürm, welches in dem Grase kriecht, erweckt nicht seine Aufmerksamkeit.“

„Nungal ist nicht Dein Feind?“ sagte Thsermaï mit fieberhaft bebender Stimme, und ergriffen von dem Verlangen, den Haß in dem Herzen des Guebern zu entzünden. — „Hatte er Dir nicht versprochen, seine weiße Rangun Deiner Liebe zu überlassen, wenn Du ihm bei seinen Plänen gegen den Christen Beistand leisten wolltest, indem Du ihm durch den Duft des Opiums berauschtest?“

„Nun, was soll das?“

„Hat er sie nicht, statt sie Deinen Liebkosungen zn überlassen, dem Bisse der Schlangen preisgegeben? Zeigte er sie Dir nicht sterbend, doch immer noch schön, immer noch von Liebe ergriffen in den Armen eines Anderen?“

„Wenn dem so ist, so hat Gott mich gerecht bestraft; ich hatte damals keinen Grund, den Christen zu hassen. Ueberdies weiß ich nicht, ob Nungal es war, der das Gefängniß den Schlangen öffnete.“

Thsermaï erröthete unter seiner kupferfarbigen Haut; er fürchtete einen Augenblick, daß Harruch, ungeachtet des Stumpfsinnes, in den er versunken war, bemerkt haben möchte, daß er die Bande des verhängnißvollen Korbes löste. „Doch,“ sagte er dann, „er war es; ich kann es bezeugen.“

„Wenn Ihr das thut, Herr, dann zweifelt Harruch nicht mehr,“ erwiederte der Jongleur unbefangen.

„Du siehst wohl, daß Du Dich an diesem Menschen rächen mußt, und zwar, wie Du sagtest, durch die List und die Kraft, und es wird uns gelingen, und ich will dazu weder meine Ruhe, noch meine Reichthümer schonen. Komm mit mir in meinen Palast, nicht als ein Bettler, sondern als mein Gast; bete zu Deinem Gott, daß unser Plan gelingt, und aus einem armen Jongleur, der Du bist, werde ich Dich zu einem reichen Manne machen.“

Harruch zuckte mit den Achseln, eine Bewegung, die ebenso gut seine Zustimmung bezeugen, als eine Aeußerung der Gleichgültigkeit sein konnte.

Thsermaï führte hierauf Harruch in das Innere seiner Gemächer ein.

VIII.

Der Vater und die Tochter.

Am Abend war Alles voll Freude; es gab ein Fest in dem Dalam; es schien, als hätte die Hoffnung, Arroa zu behalten, Thsermaï dem Leben zurückgegeben.

Die Gärten funkelten unter tausend Lichtern; die Echo's der Berge widerhallten die melodischen Klänge des Gambang und des Schalamprung; die Bedajah's, geschmückt mit goldenen Diademen, bekleidet mit einem Leibchen von gesticktem Sammt und mit weiten Röcken von rother Seide, an der Seite aufgeschürzt durch Diamanten-Agraffen, zeigten ihre mit Goldringen umgebenen Füße; Andere, welche das pachtvolle Gewand der Albaneserinnen trugen, vollführten eine Pantomime mit lebhaften und leidenschaftlichen Scenen.

Auf einen weichen Teppich hingestreckt, sog Thsermaï langsam den Duft eines persischen Narguileh, ein, dessen Kugel mit reichen Malereien verziert und mit wunderbaren Verschlingungen in Gold und Silber ausgelegt war.

Die schöne Arroa lehnte ihren Kopf auf die Brust des Adipati.

Ihr Haar, schwärzer als das Gefieder des Raben, berührte liebkosend das Gesicht ihres Gebieters; von Zeit zu Zeit lächelten Augen und Lippen des wunderschönen Mädchens Thsermaï verliebt zu, und dieser, mehr berauscht durch dieses Lächeln, als durch die wollüstigsten Stellungen der anderen Weiber, legte auf die Lippen Arroa's die mit Edelsteinen verzierte Bernsteinspitze, in welche der Narguileh auslief, damit auch sie die wohlriechenden Düfte des Tumbak einziehen sollte.

Einige Schritte entfernt von der Gruppe, welche der Fürst und seine Favorite bildeten, betrachtete Harruch, der Jongleur, diesen Auftritt mit zerstreutem Blicke, welchen in einzelnen Momenten ein Blitz des Zornes und des Hasses durchzuckte. Er hatte den Aufforderungen seines Wirthes, sich seinem Lieblingsgenusse, dem Opium, hinzugeben, widerstanden. Harruch schien entschlossen, auf die gewaltigen Gefühle Verzicht zu leisten, welche dieses Narcoticum erregt, als fürchtete er, daß seine Trunkenheit ihm wieder die Leiche zeigen möchte, welche der Panther am Morgen aus der Erde kratzte. Er begnügte sich damit, ein wenig Bethel zu kauen, welchen er nach dem Gebrauche der Eingebornen mit ungelöschtem Kalk und Arecanuß vermischte.

In dem Augenblicke, als die Tänze am lebhaftesten waren, erschallte aus dem Innern

des Palastes ein so lauter Lärm, daß er die Klänge des Concertes übertönte.

Thermaï fragte nach der Ursache und seine Diener führten vor ihn einen Greis, den sie in dem Augenblicke überrascht hatten, als er in die den Bedajah's vorbehaltenen Gemächer einzudringen versuchte.

Bei dem Anblick Arroa's stieß der Greis einen Schrei aus, an welchem Schmerz und Freude gleichen Antheil hatten. Er streckte seine Arme ihr entgegen und würde sich ihr an die Brust geworfen haben, hätten die Leute des Adipatis ihn nicht zurückgehalten.

Indem Thermaï in diesem Greise den Beduis erkannte, welcher bei Mynheer Cornelis seine Tochter von ihm zurückgefordert hatte, runzelte er die Augenbraunen. Auf Arroa schien der Anblick ihres Vaters, dieses Greises mit schmutzigen zerlumpten Kleidern, das Blut, welches dessen Hände und Knie färbte, die Angst, die aus seinem Gesicht leuchtete, keinen Eindruck zu machen; nicht eine Falte störte die Harmonie ihrer schönen Züge; nicht eine der Adern ihres bleichen Gesichtes füllte sich mit Blut. Es schien, als ob dieses herrliche Geschöpf für jedes Gefühl, als das der sinnlichen Liebe, todt sei. Sie blieb still und kalt, wie eine Bildsäule; indeß gab sie den Sclavinnen, welche über ihr gewaltige Fächer

von Pfauenfedern schwangen, ein Zeichen, ihre Bewegungen zu beschleunigen.

„Hast Du bedacht, Beduis," sagte Thsermaï zu Argalenka, daß Deine Flucht von meinem Gebiete Dich verurtheilt? Hast Du bedacht, daß Du durch Dein Eindringen in diesen Palast dem Tode entgegentratest?"

„Ich habe gedacht, daß mein Kind hier sei, „das war Alles; seit 16 Stunden schleppe ich mich auf Händen und Füßen hin, um bis zu ihr zu gelangen."

„So betrachte sie denn genau, Greis, denn bei Mohamed, Du wirst sie nicht wieder sehen, es müßten denn die Augen des Menschen in dem Grabe ihre Sehkraft bewahren."

„Dein Wille geschehe, Herr, denn Du sagst die Wahrheit: Ihr Anblick ist für mich eine so große Freude, daß ich das Leben nicht mehr beklage, nachdem ich sie gesehen habe."

„Indem Argalenka diese Worte sprach, weinte er heftig und seine Thränen rannen in seinen weißen Bart. Durch seine Blicke voll Liebe und Bitten versuchte er die Aufmerksamkeit Arroa's auf sich zu lenken, aber sie schien ihn nicht zu bemerken.

„Du erkennst mich nicht, Arroa?" sagte er. „Ach, das Elend, der Hunger und der Aufenthalt in den Wäldern haben mich sehr ver-

ändert! Auch Du bist nicht mehr dieselbe und obgleich Deine Gewänder von Gold und Seide und Dein Diadem von Diamanten dem kleinen groben Sacong nicht gleichen, den Du in unserer Hütte trugst, noch den Blumen, mit denen Du Deine Haare schmücktest, hat mein Herz mir sogleich gesagt: „Das ist sie!“ — Aber Du liebst mich noch immer, Arroa, Du liebst noch immer Den, welcher Dich als kleines Kind auf seinen Knien schaukelte, dessen Glück und Stolz Du vierzehn Jahr lang warest! — Kann man denn seinen Vater nicht mehr lieben?“

„Was hat Arroa, die Favorite Thsermaï's, jetzt noch mit einem elenden Beduis, wie Du bist, gemein?“ sagte roh der Javanese.

Als Argalenka von dem Adipati die Prophezeihung erfüllen hörte, welche der Mann ihm gemacht hatte, den er während der vorhergehenden Nacht auf der Straße traf, fühlte er sein Herz brechen; seine Knie wankten, er faltete die Hände, und streckte sie gegen seine Tochter aus.

„Arroa,“ sagte er, „becile Dich, Deinen Gebieter Lügen zu strafen; sage ihm, welches auch der Rang sei, zu dem das Glück Dich berief, bleibt es doch stets das Blut Argalenka's, welches in Deinen Adern rinnt; sage ihm, daß zwischen uns Beiden ein allmächtiges Band besteht welches das Werk Gottes ist und das die

Menschen nicht zerreißen dürfen. — Mein Gott, sollte ich denn, ohne es zu wollen, Dich durch irgend etwas verletzt haben? Du weißt aber doch, daß dort, als wir noch auf der Ebene mit einander lebten, Dir zu gefallen, mein ganzes Bestreben war, Dich glücklich zu machen, mein einziger Gedanke! Aber ich weiß wohl, wenn man zu viel thun will, verfehlt man zuweilen das Ziel, nach dem man strebt; ist dem aber so, das wirst Du mir verzeihen, Arroa, Du wirst mir verzeihen, bevor ich sterbe; Du wirst für mich noch wieder jenes süße Lächeln finden, eine jener freundlichen Liebkosungen, die Du ehedem an mir verschwendetest; Du wirst mir den Trost lassen, zu denken, daß Du zuweilen auf dem Grabe, in welchem Der, welcher Dein Vater war, für immer schläft, zu trauern kommt."

Indem der arme Beduis so sprach, erstickten die Thränen seine Stimme; er sah wechselweise auf Arroa, Harruch und Thsermaï. Als er erkannte, daß seine Tochter fühllos blieb, und ihm nicht antwortete, wurde er von einer Art von Schwindel ergriffen.

„Mein Gott!" rief er aus, „meine Verzweiflung rührt sie nicht? Sie läßt ihren Vater weinen, ohne ihm nur zu sagen: Vater, ich sehe Deine Thränen?"

Und mit einer hastigen Bewegung entriß

der Beduis sich Denen, die ihn hielten, sprang auf seine Tochter zu und ergriff die Hand derselben. Sie schien kalt und starr zu sein, wie von Marmor; indem Argalenka sie berührte, glaubte er einen Leichnam berührt zu haben; er wich zurück, indem er einen Schrei des Entsetzens ausstieß.

„Sie ist es nicht! Es ist nicht Arroa, obgleich es ihre Züge sind?“ rief er verzweiflungsvoll. „Du hattest Recht, Harruch, ach, ich danke Buddah, denn wenn meine Tochter lebend ihren Vater verleugnet hätte, so würde ich den Tag verflucht haben, an dem er sie mir schenkte, verflucht den Leib, der sie trug. — Es ist Arroa, aber sie ist todt.“

„Man ergreife ihn,“ schrie Thsermaï.

„Herr, Adipati, Du wirst mir das Leben rauben, das ich von Buddah habe, wie Du mir einst mein Gut raubtest, wie Du mir meine Tochter entrissest; ich verfluche Dich nicht; der Gott, der Dich sieht, mag es thun; er kann lauter und besser sprechen, als ich. Ich lasse Dich in seiner Hand, und wärest Du eben so mächtig, wie der Herrscher der Mitte, so wird er Dich dennoch in den brennenden Eingeweiden des Panderanger zu finden wissen. Er wird Dich erreichen; ich habe es gesagt, aber ich bereue nichts und ich werde den Augenblick segnen, der

mich von dem Anblick dieses abscheulichen Phantoms befreit," fügte er hinzu, indem er auf seine Tochter deutete.

„Man vollstrecke meinen Befehl!" rief Thsermaï.

„Herr," bemerkte Harruch, „dieser Mensch ist verrückt, wie Du siehst, er erkennt sein Kind nicht! Seit wann sind die Tage der Glückseligen, deren Geist Gott den Schmerzen dieser Welt entriß, nicht mehr heilig für den Muselmann?"

Thsermaï erbebte vor Zorn; er hatte trotz des heiligen Charakters, mit welchem Harruch soeben Argalenka bekleidete, große Lust, seine Wuth zu kühlen, indem er den Beduis augenblicklich vernichtete. Aber er sah sich umgeben von Muselmännern, und um seine ehrgeizigen Pläne zu erreichen, bedurfte er aller seiner Diener. Er beschloß daher, seinen Zorn der Klugheit zu opfern und gab Befehl, den Greis in ein Gefängniß einzusperren.

Arroa blieb fortwährend diesem Auftritt vollkommen fremd. Als aber Argalenka, fortgeführt durch die Diener Thsermaï's, in der Dunkelheit verschwunden war, wendete sie sich wieder zu ihrem Gebieter, und deutete auf die Bedajah's, die regungslos stehen geblieben waren, wie vor Schrecken erstarrt. Dabei machte sie eine Bewegung anmuthiger und schmollender Ungeduld.

Thsermaï gab ein Zeichen; die Tänze begannen wieder und währten einen großen Theil der Nacht hindurch fort.

IX.

Cora.

Während der ersten Tage, nach dem Eintritte der Negerin in dem Hause Eusebius van der Beek, bemerkte dieser ihre Gegenwart nicht einmal. Er gab sich ganz der Sorge um seinen Handel hin, dem Glück, mit welchem Unternehmungen, die er versuchte, ihm fortwährend gelangen, wie am ersten Tage. Er berechnete mit Freude, die an Trunkenheit gränzte, die Monate, während welcher er noch so fortfahren mußte, um den beträchtlichen Verlust zu ersetzen, den er erlitten hatte, und jetzt, da er mehr als jemals das Glück sich auf seine Seite wenden sah, war er noch fester entschlossen, Esther den Fehltritt zu verbergen, den er unwillkürlich begangen hatte.

So kehrte er bei dem Beginn des Kampfes, den er gegen das Schicksal unternommen hatte, in sein Haus nur zurück, um Ruhe zu genießen und es am nächsten Morgen mit Tagesanbruch zu verlassen. Esther war mehr als je allein, aber da sie ihren Gatten jetzt fast immer heiter und lachen sah, fühlte sie sich nicht versucht, sich

über seinen Arbeitseifer zu beklagen, obgleich sie darüber staunte, wie begierig er sich zu bereichern suchte.

Indeß war Eusebius' Glück nicht ganz ohne Wolken. Zuweilen erkältete ein plötzlicher Gedanke sein Herz mitten unter den Regungen der Freude, welche die Einziehung seiner Gewinne ihm verursachte, und er schien ganz verwirrt zu sein. Dann fragte er sich, ob er, seitdem das Fieber des Reichthums sich seiner bemächtigt hatte, nicht aufgehört hätte, für seine Frau die ungetheilte Liebe zu hegen, die sie ihm früher einflößte; es schien ihm, als ob das Klirren der Goldstücke, welche seine Finger bewegten, etwas von dem höllischen Gelächter des Doctor Basilius an sich hätte. Er erblickte das Profil des Doctors in dem Bilde jedes einzelnen Gesichtes auf den Goldstücken.

Aber er war viel zu sehr dabei interessirt, sich zu beruhigen, um diesen Täuschungen nachzugeben; er sagte sich, daß der Durst nach dem Reichthum, dessen Esther gleich ihm genießen sollte, auch eine Art sei, ihr seine Zärtlichkeit zu beweisen, daß er die Schätze nur deshalb zu erringen wünschte, weil er sie damit überhäufen wollte, und er wies die finsteren Phantome zurück, welche die ersten Tage, die der Verwirklichung seiner Hoffnungen folgten, vergiftet hatten.

Je weiter er kam, desto leichter wurde diese Aufgabe; er hatte nach einiger Zeit dieser Kämpfe die Ueberzeugung gewonnen, daß Esther fortwährend allein in seinem Herzen herrschte; es war ihm gelungen, die Erinnerung an den Doctor Basilius so zu verbannen, daß er an denselben nur noch dachte, wie an ein schmerzhaftes Alpdrücken, das ein dumpfes Gefühl zurückläßt, und daß er dahin gelangte, sogar die Wirklichkeit dessen zu bezweifeln, was zwischen ihnen vorgefallen war.

Indeß gelang es ihm doch nicht gänzlich, die Vorwürfe zum Schweigen zu bringen, die er sich in seinem Gewissen darüber machte, Esther oft so viel lange Stunden der Einsamkeit preiszugeben, obgleich kein Zug auf ihrem Gesichte ihren Unwillen darüber verrieth. Er versuchte aber sein Unrecht gut zu machen, indem er durch Vergnügungen ersetzte, was er ihr an Glück entzog. Um ihm angenehm zu sein, mußte die junge Frau sich darein ergeben, ihr bisher so friedliches Hauswesen mit dem Seelenzustande ihres Mannes in Einklang zu bringen und sich in einem Wirbel von Gesellschaften und Festen, welche ihm die Erinnerung an die Vergangenheit nur um so bitterer machten, zu betäuben.

Während einer Nacht, die auf ein großes Diner folgte, bei welchem Eusebius, der allmälig

die Gewohnheiten der Colonisten annahm, mit einer ihm nicht gewöhnlichen Unmäßigkeit getrunken hatte, schlief er in einem Zimmer, welches mit dem seiner Frau durch einen kleinen Gang zusammenhing; plötzlich schien es ihm in der Betäubung, in welcher er lag, als ob zwei brennende Lippen sich auf die seinigen preßten. Er fuhr aus dem Schlaf empor und streckte die Arme aus, aber er konnte nichts erfassen; indeß hörte er leichte Tritte auf der Rohrmatte, welche den Fußboden bedeckte und die Vorhänge der Thür, die zu dem Zimmer Esther's führte, bewegten sich in ihren schweren Falten.

Eusebius stand rasch auf und eilte nach dem Zimmer seiner Frau; Esther schlief sanft und ruhig, die Wiege, in welcher das Kind lag, stand vor ihrem Bett; sie konnte also nicht bei ihrem Manne gewesen sein.

Eusebius blieb einen Augenblick nachdenkend stehen, meinte dann, er sei das Spielwerk eines Traumes gewesen, und kehrte in sein Bett zurück.

Am nächsten Morgen, als er, ehe er nach der Stadt hinabging, seiner Frau Lebewohl sagte, fand er die junge Amme bei ihr und hörte, wie Esther sie sanft ausschalt. Er fragte, welchen Grund zur Klage Cora ihr gegeben hätte, und sie sagte ihm, seit einiger Zeit scheine die junge Negerin ohne scheinbare Ursache der Last irgend

eines geheimen Kummers zu erliegen; sie machte ihn auf die abgemagerten Züge der Amme, auf die Niedergeschlagenheit ihres Zustandes in diesem Augenblicke aufmerksam, und fuhr dabei fort, Cora theilnahmvolle Vorwürfe über ihren Mangel an Vertrauen gegen eine Gebieterin zu machen, die ihr so schnell und so aufrichtig ihre Zuneigung geschenkt hatte.

Cora antwortete nichts; sie wiegte auf ihren Armen das ihrer Sorgfalt anvertraute Kind, und von Zeit zu Zeit küßte sie es mit einer Art fieberhafter Leidenschaftlichkeit; dabei folgte jedem ihrer Küsse ein Blick, den sie auf Eusebius richtete.

Wenn dies Benehmen Esther entging, welche der jungen Amme den Rücken zuwendete, so konnte Eusebius davon nichts verlieren; es lag in dieser Liebkosung ein so eigenthümlicher Ausdruck, die Augen Cora's brannten, indem sie ihn ansah, mit so glühendem Feuer, daß es ihm schien, als gäbe das Herz der jungen Negerin diese Küsse nicht seinem Kind; er erinnerte sich dessen, was er während der vergangenen Nacht bemerkt hatte und lächelte.

Die Zeit war schon fern, in der Eusebius sich über jeden Gedanken empörte, welcher zum Gegenstande nicht die Frau hatte, welche Gott ihm zur Gattin gab.

Wenn die auffallende Schönheit der Negerin ihn kalt und gleichgültig ließ, so war wenigstens so viel klar, daß jenes Zartgefühl des Herzens, die das Bindemittel aller innigen und unbedingten Zuneigungen ist, bei ihm bereits abgestumpft war. Er empfand noch keine Begierde, aber er hatte schon keinen Widerwillen mehr.

Der Unterschied zwischen dem Gebieter und der Sclavin war so groß, daß er nicht daran dachte, sich durch die Zärtlichkeit beleidigt zu fühlen, die sie ihm so leidenschaftlich und so unbefangen ausgesprochen hatte. Er verachtete diese Gefahr zu sehr, um ihr die Gunst zu erweisen, sie zu fürchten und besonders, um Esther anzuvertrauen, was er entdeckt zu haben glaubte. Es fing bei Eusebius van der Beek Alles an, Berechnung zu werden. Wie es die Gewohnheit der Menschen ist, die sich dem Positiven der Geschäfte ganz hingeben, berechnete er den Werth der gleichgültigsten Handlungen des Lebens.

Wie wir soeben zeigten, hatte Esther eine eigenthümliche Zuneigung für das Mädchen gefaßt, welchem die Sorge für ihr Kind anvertraut war; sie brachte mit ihr die langen einsamen Stunden hin, welche die Geschäfte ihres Mannes ihr ließen. Dies war doppelt nützlich für Eusebius, welcher sich wohl hüten mußte, das gute Einverständniß zu zerstören, welches

zwischen der Gebieterin und der Sclavin herrschte und das seinen Interessen diente.

Wäre es ihm möglich gewesen, die Stelle Cora's bei Esther durch eine Andere ersetzen zu lassen? Hätte seine Frau, der Zerstreuung beraubt, welche sie in der Gesellschaft des jungen Mädchens fand, vielleicht von ihrem Manne verlangt, sein Comptoir zu verlassen, um bei ihr zu bleiben?

Diese Betrachtungen flogen wie eine Wolke durch Eusebius' Gehirn und das Lächeln, welches wir seine Lippen umspielen sahen, war die ganze Aufmerksamkeit, die er einem Benehmen schenkte, welches ihn erschreckt haben würde, hätte er die Erinnerung zu seinem Beistande aufrufen wollen.

An dem folgenden Tage war Eusebius, was er auch thun mochte, mit der jungen Amme beschäftigt. Ging er durch die Gänge der Gärten oder durch die Zimmer seines Hauses, so fand er sie beständig auf seinem Wege. Es schien, als vervielfältige sie sich, um sich überall zu befinden, wo Eusebius war; bald bemerkte er sie durch die Gebüsche des Gartens irrend, den Kopf auf die Brust herabgesunken, den Sammet ihrer schönen Augen geröthet durch Thränen; bald aber sah er sie wieder durch die Stäbe einer Jalousie auf einem Steine sitzen, den brennenden Strahlen der Sonne der Fenster gerade gegenüber ausgesetzt, schauend

ohne zu sehen, horchend ohne zu hören, mit Leib und Seele versetzt in die ideale Welt ihrer Träumereien.

Wenn er ein Zimmer betrat, um eine der Berechnungen anzustellen, die ihn Tag und Nacht beschäftigten, und in welchen er sich allein glaubte, hörte er plötzlich hinter sich einen sanften monotonen Gesang in einer ihm unbekannten Sprache. Er wendete sich um und in einer Ecke bemerkte er die schwarze Gestalt, welche, in ihre schöne Kleider von weißem Wollenzeug gehüllt, den Säugling mit einem Liedchen ihres Landes einschläferte.

Ein anderes Mal, wenn er durch einen Gang ging, hörte er flüchtige Schritte, die den Fußboden kaum zu berühren schienen, sich entgegenkommen; es war Cora, die, wenn er an ihr vorüberging, sich gegen die Mauer drückte und deren heißen Athem er dennoch sein Gesicht berühren fühlte.

Bedurfte er irgend Etwas, verlangte er irgend einen Dienst, so war es stets die Amme, welche erschien, ihm denselben zu leisten, und wenn sie auch stumm blieb, so sprachen doch jederzeit ihre Blicke zu seinem Herzen und richteten an Eusebius in eben dieser Sprache Bitten der Liebe.

Ehedem würde eine solche Zudringlichkeit

Eusebius wenigstens ungeduldig gemacht haben, allein seitdem seine Seele die edle Strenge verloren hatte, welche eine heilige Leidenschaft verleiht, wurde durch ein solches Benehmen nur noch seine Eigenliebe gekitzelt und bei den Regungen des Mitleides, die in ihm entstanden, wirkte die befriedigte Eitelkeit weit mehr mit, als Theilnahme, wenn er den Zustand bemerkte, in welchen die Liebe seine Sclavin versetzt hatte.

Eines Abends arbeitete Eusebius noch spät. An einem kleinen Tische in dem Zimmer seiner Frau, berechnete er seinen Gewinn, wie er dies täglich zu thun pflegte, als ob diese Beschäftigung für ihn die süßeste Zerstreuung gewesen wäre, die er nach einem Tage der Anstrengung hätte finden können.

Esther wiegte ihr Kind auf ihren Knieen, und versuchte, ihm sein erstes Lächeln zu entlocken; neben ihr saß Cora auf einer Matte, hinter ihr standen in verschiedenen Gruppen die andern Frauen Esthers.

Plötzlich, als Eusebius die Augen zu seiner Frau erhob, sah er in ihren Fingern einen goldenen Schein blitzen, wie der des Goldes. Es war ein Stein mit metallischem Wiederschein, den die Negerin ihrer Gebieterin geschenkt hatte, und dem diese in den Strahlen des Lichtes spielen ließ, um die Augen des Kindes darauf hinzulenken.

Eusebius entriß diesen Stein den Händen Esther's mit einer so heftigen Bewegung, daß er sie erschreckte, und ohne ein Wort an sie zu richten, besichtigte er neugierig den Stein.

„Wo hast Du das her?" sagte er endlich mit einer Stimme, die vor Aufregung zitterte.

„Cora hat ihn mir gegeben," erwiederte die junge Frau. „Aber was ergreift Dich denn bei diesem Stückchen Kiesel so lebhaft, mein Freund?"

Eusebius gab den Dienerinnen Esther's ein Zeichen, sich zu entfernen, und der Amme ein zweites, zu bleiben.

„Cora," sagte er zu dieser, „hast Du zuweilen gewünscht, die Freiheit zu erlangen?"

„Ja," erwiederte sie, „ehe das Kind, an dessen Stelle das Eurige getreten ist, todt war, träumte ich, als die schönste Erbschaft, die eine Mutter ihrem Sohne hinterlassen kann, die Freiheit; jetzt möchte ich sie nicht mehr."

„Arme Cora!" sagte Esther, welche in den Worten der Negerin den Ausdruck einer Anhänglichkeit sah, durch welche dieselbe die Zuneigung erwiederte, die ihre Gebieterin ihr bewies. Für Eusebius hatte der Ton, mit welchem Cora ihre Worte sprach, eine zu große Uebereinstimmung mit den Blicken, die er oft bei ihr überraschte, als daß er sich über das Gefühl,

durch welches sie eingegeben worden waren, hätte täuschen können.

„Cora,“ sagte er, „es ist keine arme und von Sorgen bedrückte Freiheit, die ich Dir zu bieten hätte, wenn die Hoffnungen, die ich bei Betrachtung dieses Kiesels hege, sich verwirklichen sollten. Es ist der Reichthum, das heißt, der Besitz Alles dessen, was Dein Herz hienieden wünschen kann, Alles dessen, was Dein Glück auf dieser Erde zu begründen vermag.“

„Nein,“ sagte Cora, indem sie den Kopf schüttelte, „die arme Cora hat in dieser Welt nichts zu hoffen. Gott selbst könnte ihr nicht geben, was ihr Herz haben möchte.“

„Siehst Du nicht, daß das arme Mädchen fortwährend ihr Kind betrauert?“ sagte Esther mit leiser Stimme, indem sie sich zum Ohre ihres Mannes neigte; „erwecke doch nicht so schmerzhafte Erinnerungen bei ihr.“

„Es mag sein,“ sagte Eusebius, der unwillkürlich erröthete. „Aber Cora ist jung und der Kummer, der ihr das Herz bedrückt, kann verschwinden.“

Obgleich Eusebius diese Antwort mit leiser Stimme gegeben hatte, war sie Cora dennoch nicht entgangen und diese sagte:

„Nein, Cora wird aufgehört haben zu leben, ihr Kummer verschwunden ist.“

„Aber Du hast doch vielleicht in dieser Welt irgend eine Neigung?“ erwiederte Eusebius, der, ganz seinen eigenen Gedanken hingegeben, nicht sah, daß er eine schändliche Handlung beging, indem er die Theilnahme, welche seine Frau der Negerin bewies, dadurch mißbrauchte, daß er die Leidenschaft derselben ausbeutete.

„Ach ja wohl!“ sagte Cora mit innigem Gefühl.

„Wärest Du nicht z. B. froh, wenn Du zu dem Glücke der Gebieter beitragen könntest, die Dich mehr wie ihr Kind, als wie eine Sclavin behandeln?“

„Was soll ich thun, um ihnen nützlich zu sein? Sprecht! Verlangt Ihr mein Blut?

„Gute Cora!“ sagte Esther.

„Es ist weniger erforderlich,“ sagte Eusebius. „Trachte nur, Deine Erinnerungen wachzurufen. Wo hast Du diesen Stein gefunden? Weißt Du es?“

„Ich erinnere mich darauf, als ob es erst gestern gewesen wäre, daß er in meine Hände fiel, und gleichwohl ist es schon lange her.“

„Sprich, Cora; wir hören.“

„Mein erster Herr war ein weißer Mann, der meine Mutter gekauft hatte, als ich noch nicht größer war, wie das weiße Kind, dem ich

jetzt meine Milch gebe. Wir wohnten in der Provinz Preangers, am Fuße des Berges Golung-Gung. In einer Nacht — ich hatte damals zehn Regenzeiten auf zehn heiße folgen sehen — wurden wir durch das Geschrei aller Bewohner des Hauses, so wie durch dumpfes und schallendes Getöse erweckt. Meine Mutter stand hastig auf und verließ das Haus, indem sie mich auf ihre Arme nahm. Die Erde zitterte unter ihren Füßen und hinter uns stürzten die Mauern des Hauses zusammen; draußen wartete unser ein fürchterliches Schauspiel. Der Berg war mit dickem Rauche bedeckt, der von Zeit zu Zeit von hohen Flammensäulen durchzuckt wurde, welche bis zu den Wolken emporstiegen; die Atmosphäre war von einem heißen stinkenden Dunst erfüllt, dessen Einathmung beinahe unmöglich fiel; man hörte Ströme siedenden Wassers in gewaltigen Massen von Fels zu Fels niederdonnern; der dunkle Schein, den die Flammen des Berges verbreiteten, zeigte uns die Bäume, die Häuser, die Hügel, fortgerissen oder niedergebrannt durch diesen Gluthstrom. Die Dampfwirbel, die er hinter sich ließ, bezeichneten seinen Lauf. Kaum war noch eine Stunde Weges erforderlich, so erreichte er den Ort, an dem wir uns befanden. Alle entflohen, die Weiber trugen auf ihren Armen ihre kleinsten Kinder, wie meine

Mutter mich trug; die Männer beluden sich mit ihren werthvollsten Gegenständen und trieben ihr Vieh vor sich her. — Das entsetzliche Tosen des Wassers, das uns verfolgte, kam immer näher und näher; Alle beschleunigten ihren Lauf; die Last, welche meine Mutter trug, drückte sie nieder und rieb ihre Kräfte auf; bald kamen uns Die voraus, mit denen wir das Haus zugleich verlassen hatten; bald wurden auch die Schritte meiner Mutter schwerfälliger und ihre Beine brachen unter ihr zusammen. In diesem Augenblicke sprengte ein Mann zu Pferde im Galopp an uns vorüber. Es war unser Gebieter. „Wirf Dein Kind fort!“ sagte er zu meiner Mutter; „es ist das einzige Mittel, Dein Leben zu retten.“ — Meine Mutter antwortete nur dadurch, daß sie mich dichter an ihren Busen schloß. Der Herr war wüthend über einen Ungehorsam, der ihn zwei Sclavinnen statt einer kosten konnte; er brach deshalb in Verwünschungen und Drohungen aus und wollte meine Mutter mit einer Waffe schlagen, die er in der Hand hielt. Diese neue Gefahr gab ihr ihre Kräfte zurück und sie entfloh vor ihrem Gebieter, wie sie soeben vor der glühenden Lava entflohen war, mit welchem der Berg Golung-Gung die Ebene bedeckte; sie hatte mich auf ihren Rücken gesetzt, um in ihren Bewegungen freier zu sein. Schon

fühlte ich an meinen Schultern den glühenden Athem von dem Pferde unseres Herrn, als meine Mutter einen Fels, neben dem wir vorüber kamen, mit einer Schnelligkeit und Kraft erkletterte, die bei der Erschöpfung ihrer Kräfte unmöglich schienen. Auf den Schrei der Wuth, den unser Herr ausstieß, als er sah, daß sie ihm entrann, folgte ein zweiter voll Entsetzen und Todesqual: Indem er sein Pferd umwendete, bemerkte er, daß der Feuerstrom ihn an Schnelligkeit übertroffen hatte; er ließ sein Pferd einen gewaltigen Satz machen, um eine kleine Schlucht zu überspringen, in welche der Strom sich zu ergießen angefangen hatte, aber betäubt durch die Schwefeldünste, die der Lava entströmten, erreichte das Thier das entgegengesetzte Ufer nicht und Beide stürzten hinab in die Lava, die sich über ihrer Beute schloß. Der Fels, auf welchen meine Mutter sich geflüchtet hatte, lag an dem Abhange des Berges Taikoekoie, der den Golung-Gung berührt; hätte sie den Berg ersteigen können, so würden wir Beide gerettet gewesen sein, aber hinter uns erhob sich eine senkrechte Felswand, und jetzt, wo das siedende Wasser des Vulkans zu unseren Füßen tobte, durften wir nicht mehr daran denken, die Höhen auf einem andern Wege zu erreichen. Meine Mutter blieb regungslos auf dem Felsblocke stehen, in-

dem sie vielleicht hoffte, daß der heiße Strom die Höhe nicht erreichen würde, auf welcher wir uns befanden. Die Dünste, die demselben entströmten, drohten uns zu ersticken, aber zum Glück rieselte an dem Orte, an welchem wir uns befanden, ein Bach von dem Berge herunter und sie ließ mich von dem Wasser desselben trinken; indem er in Absätzen von der Höhe herabfiel, hatte er eine Art von kleinem Becken in dem Fels gehölt, und sie tauchte mich in dieses frische klare Wasser. Gleichwohl erkannte sie mit Entsetzen, daß die Gefahr von Augenblick zu Augenblick wuchs; der glühende Strom kam immer näher und näher; bald war er nur noch wenige Schritte von uns entfernt und schlug schon an den Fuß des Felsens, auf den wir uns geflüchtet hatten. Meine Mutter nahm mich wieder in ihre Arme, schloß mich fest an sich und versuchte mich zu beruhigen, und dies gelang ihr so gut, daß ich einschlief, als ob ich in unserer Hütte gewesen wäre. Als ich erwachte, stand die Sonne hoch am Horizonte. Meine Mutter, die sich gegen den Felsen stützte, hielt mich noch immer in ihren Armen und schien ebenfalls zu schlafen; ich machte mich leise aus ihrer Umarmung los, um sie nicht zu erwecken, und glitt auf die Fläche unseres Felsens nieder; er war noch glühend heiß, aber die Lava hatte sich zurückgezogen;

man sah sie nur noch in der Schlucht, in welcher unser Gebieter seinen Tod gefunden hatte. Erst jetzt bemerkte ich, daß die Füße und die Beine meiner armen Mutter entsetzlich verbrannt waren. Ich rief sie, doch sie antwortete mir nicht; ich schüttelte sie; sie machte keine Bewegung. Ich fürchtete mich eben so sehr vor ihrem Schweigen, wie vor der Einsamkeit, in der ich mich befand, und fing an zu weinen. Aber bei dem Alter, welches ich damals hatte, ist der Kummer nicht von langer Dauer; Kiesel, diesem hier ähnlich, die ich in dem Becken bemerkte, in welches meine Mutter mich während der vorhergehenden Nacht getaucht hatte, zogen meine Aufmerksamkeit auf sich; das Wasser, welches von dem Fels herabstürzte, hatte sie von dem schwarzen Koth gesäubert, mit dem sie ohne Zweifel, wie die ganze übrige Felsfläche, bedeckt gewesen waren, und die Steine glänzten in den Strahlen der Sonne, die sie zurückwarfen; ich spielte damit, als Leute, welche die Opfer der Katastrophe aufsuchten, uns fanden. Sie trugen meine Mutter fort und nahmen mich mit sich, doch nicht, ohne daß ich unter meinen Kleidern den schönsten der Steine verborgen hatte, die mir so unterhaltend erschienen waren. Ich bewahrte ihn einige Zeit als ein Spielwerk; dann erkannte ich, daß meine Mutter gestorben sei, indem sie mich gegen jede Be-

rührung des heißen Stromes schützte und daß sie sich also opferte, um mein Leben zu erhalten; so wurde dieser Kiesel mit dem glänzenden Schein ein Erinnerungszeichen an meine Mutter."

„Arme Cora," sagte Esther, indem sie mit ihren weißen zarten Fingern durch das dichte Haar der jungen Negerin fuhr, „Du hast viel gelitten. Aber ich werde es versuchen, Dein übriges Leben minder sorgenvoll zu machen, als der Anfang desselben war."

Cora senkte die Augen und antwortete nicht. Eusebius konnte durch nichts von dem Ziele abgewendet werden, dem er zustrebte.

„Aber," sagte er, „wenn Du damals zehn Jahre alt warst, so würdest Du jetzt vielleicht nicht den Fels wieder zu finden wissen, auf welchem sich der Auftritt zutrug, den Du soeben erzähltest."

„Sagt, daß Euch damit ein Gefalle geschieht, verbindet mir dann die Augen und in der finstersten Nacht werde ich Euch hinführen," sagte Cora mit voller Zuversicht.

„Mein Gott," fiel Esther ein, „weshalb quälst Du das arme Kind wegen einer Sache, die vielleicht nur eine Kinderei ist? Welchen Werth kannst Du denn diesem Steine beilegen?"

„Esther," sagte Eusebius, indem er seine Stimme dämpfte, als fürchte er, sie möche durch

die Mauern gehört werden, „dieser Stein ist ein Diamant!“

„Wirklich?“ sagte die junge Frau, indem sie den kostbaren Gegenstand mit kindischer Neugier betrachtete.

„Ja, ein Diamant, und wenn, wie alles dies vermuthen läßt, er nicht der einzige dort war, und man, indem man dem Bache folgt, der ihn in seinem Laufe mit fortgerissen hat, zu dem Gebiete gelangen kann, das diese Steine enthält, so urtheile von dem Reichthume, den der Besitzer eines solchen Schatzes erwerben würde!“

Indem Eusebius so sprach, war sein Farbe lebhafter geworden und seine Augen funkelten in ungewöhnlichem Glanze. Esther würde dadurch beinahe erschreckt.

„Mein Freund,“ sagte sie, „wo ist die Zeit hin, zu welcher Du unseren gegenwärtigen Reichthum zurückweisen wolltest? Wo sind die Pläne, uns der Schätze zu entledigen, nachdem wir sie dazu benützt haben würden, unseren Kindern das zu begründen, was früher das Ziel unseres ganzen Strebens war, nämlich einen bescheidenen Wohlstand.“

Dieser Vorwurf, der erste vielleicht, den sie jemals an Eusebius gerichtet hatte, rührte diesen nicht, aber zum ersten Male fühlte er sich dadurch gegen seine Frau aufgebracht.

Sobald das Herz, an welches man sich wendet, nicht mehr ganz eingenommen ist, wird es zu einem unverzeihlichen Unrecht, gegen dasselbe Recht zu haben; man verletzt es, man demüthigt es, man verwundet es, ohne es zu überzeugen; gleich allen Tyrannen sind die Leidenschaften taub gegen das, was ihnen nicht schmeichelt.

Die Worte Esther's, welche auf die fieberhaften Gluthen der Habgier fielen, von der die Seele ihres Mannes erfüllt war, brachte die Wirkung des Oeles auf das Feuer hervor: Weit entfernt, ihn zu beruhigen, reizten sie ihn. Er antwortete voll Bitterkeit, vertheidigte heftig das, was er die Liebe zu seiner Familie nannte, die Sorge für das Wohl der Seinigen, und die Thränen, die er aus den Augen Esther's fließen sah, als sie ihn um Verzeihung bat, rührten ihn nicht.

Obgleich die Ergebung Esther's in jeden Willen ihres Mannes für die Verlängerung von dessen Zorn keinen Vorwand ließ, währte es dennoch längere Zeit, bis der Friede zwischen beiden Gatten wieder hergestellt war. Mochte Esther immerhin die unglücklichen Worte, die diesen Sturm heraufbeschworen hatten, zu vergessen bitten, so kehrte Eusebius doch stets zu denselben zurück; er konnte sich nicht entschließen, sie zu vergessen und sein Unwille war

so lebhaft, daß die arme Frau nach der kurzen und kalten guten Nacht, die sie von ihrem Manne empfing, gezwungen war, das freundliche und wohlwollende Lächeln zu beneiden, mit welchem Eusebius Cora antwortete, als die Negerin ihrem Gebieter sagte, er könnte, wenn er es wünschte, während einiger Tage den kostbaren Stein, die erste Ursache dieses häuslichen Zwistes, bewahren.

X.

Der Taikoekoie.

Am nächsten Morgen, mit Tagesanbruch, stand Eusebius auf, doch statt unmittelbar nach Batavia hinabzugehen, wie dies seine Gewohnheit war, wenn er sich in Steene-Overlaß befand, ging er links und trat in den Campong der Chinesen.

Der frühen Stunde ungeachtet erfüllte die arbeitsame Bevölkerung dieses Stadtviertels bereits die Straßen; die wandernden Krämer, belastet mit den Lebensmitteln, kreuzten sich in allen Richtungen und verkündeten mit verschiedenartigem Geschrei und mit betäubenden Instrumenten, Gemüse, Fische, Fleisch, lebendige

Thiere, die sie in großen Körben auf ihren Schultern trugen, wie die Schalen einer Waage. Die Handlungsdiener säuberten die Thüren, stäubten die eleganten Schilder ab, die vertical herabhingen, so daß sie dem Publikum auf ihren beiden Seiten in goldenen Buchstaben den Namen des Kaufmannes zeigten; dann erschien dieser selbst mit seinem Suangpanne, dessen Kugeln er klingeln ließ, um das Glück herbeizurufen und das böse Geschick zu beschwören. Die Magazine waren überfüllt mit allen Erzeugnissen des himmlischen Reiches. Hier waren Gegenstände von Elfenbein, Fächer von Perlmutter, Schildpatt oder Sandelholz, bemalte Papierrollen, Bambusmeubel, Seidenwaaren aller Art und aller Farben und endlich Haufen von Lebensmitteln und unter diesen Vogelnester, Haifischflossen und ähnliche Leckerbissen der Chinesen.

Eusebius war zu sehr mit seinen Gedanken beschäftigt, um diesen Bildern seine Aufmerksamkeit zu widmen; was er suchte, war ein Steinhändler, und als er ihn gefunden hatte, trat er in dessen Laden ein, zeigte ihm den Stein, den Cora ihm anvertraut und bat ihn, denselben zu prüfen.

Der Chinese ließ ihn auf seinem Schleifstein kreischen, betrachtete ihn auf allen Seiten mit seiner Loupe und entäußerte sich seiner nur

mit einem lauten Seufzer, welcher Eusebius, wäre ... ohnehin schon davon überzeugt gewesen, ... haben würde, daß es ein schwarzer Diamant war, und zwar ein schwarzer Diamant von großem Werthe.

Eusebius warf auf den Ladentisch ein Silberstück, um den Chinesen für den Schmerz zu entschädigen, den er darüber empfand, sich einen kostbaren Gegenstand nicht zueignen zu können. In der heitersten Stimmung erreichte er sein Comptoir in Batavia, welches er am Abend früher verließ, als sonst seine Gewohnheit war.

Als er nach Hause zurückkehrte, bemerkte er Cora in dem Kiosk an eben der Stelle sitzend, die Harruch zu seinem Lager gewählt hatte. Eusebius war über die erlangte Gewißheit so glücklich, daß er das Bedürfniß fühlte, sein Glück auszusprechen; statt daher gleichgültig und geringschätzig an der Negerin vorüberzugehen, wie es seine Gewohnheit war, trat er gerade auf sie zu.

„Es ist ein Diamant, den Du gefunden hast, Cora, und zwar der werthvollste von allen, ein schwarzer Diamant.“

„Das Herz des liebenden Weibes ist auch ein Diamant,“ erwiederte Cora mit leiser Stimme; „aber weniger glücklich, als dieser Stein, raubt die Farbe ihm seinen Werth!“

Eusebius hielt es nicht für passend, diesem schmerzhaften Ausrufe zu antworten; er gab sich ganz seiner Trunkenheit hin.

„Wenn alle Welt im Hause schläft, suche mich in meinem Zimmer auf, Cora," sagte er. „Du mußt die Andeutungen vervollständigen, die Du mir gestern Abend gegeben hast."

Als Cora ihren Gebieter so sprechen hörte, erbebte sie am ganzen Körper; ihre Lippen, gewöhnlich röther wie Corallen, wurden blaß. Ihre Augen schlossen sich unwillkürlich; sie taumelte, als ob ihre Füße sie nicht zu tragen vermöchten.

„Der Herr hat zu gebieten; er wird seine Sclavin stets gehorsam und überwürfig finden," erwiederte Cora mit kaum hörbarer Stimme.

Als Alles im Hause schlief und die ersten Athemzüge der Madame van der Beek, neben der die Negerin ruhte, ihr bewiesen, daß sie fest eingeschlafen war, verließ Cora ihr Lager und glitt durch den kleinen Gang, von dem wir gesprochen haben, nach dem Zimmer von Esther's Gatten. Die Aufregung erstickte das arme Mädchen; sie war athemlos, außer sich; ihre Glieder zitterten, und gleichwohl zögerte sie auf ihrem Wege nicht, als ob sie durch einen höheren Willen, der den ihrigen beherrschte, vorwärts getrieben würde, und ihre Hand erhob den Vorhang, der Euse-

bius' Zimmer schloß, sobald sie den Stoff unter ihren Fingern rascheln fühlte.

Eusebius lag auf den Matten, welche den Fußboden bedeckten, und vor der großen Karte, welche der Ingenieur van der Velde von der Insel Java entworfen hat. Neben ihm lag ein Haufen von Büchern und auf diesen Büchern der Diamant, der das Licht der beiden Kerzen wiederspiegelte, die das Gemach beleuchteten.

Eusebius war so ganz in seine topographischen Studien versunken, daß einige Augenblicke vergingen, bevor er bemerkte, daß Cora neben ihm stand. Endlich erhob er den Kopf, sah sie und rief: „Wahrlich, Du kommst zu rechter Zeit, Cora, denn ich kann mich in diesem Gewirr von Bergen nicht zurecht finden."

Doch Cora hatte ihn nicht gehört. Bei dem Anblick dessen, welcher der Herr ihres Herzens geworden, wie er bereits der Herr ihrer Person war, schwanden die ihr noch übrig gebliebenen Kräfte, sie sank nieder auf die Knie, ergriff Eusebius' Hand und bedeckte sie mit Küssen, deren Gluth die aus ihren Augen strömenden Thränen nicht zu kühlen vermochten.

Eusebius machte eine Bewegung der Täuschung und des Unwillens. Um von Cora die Mittheilungen zu erlangen, die ihm nothwendig waren, hatte er eingewilligt, die Augen über

das Gefühl zu schließen, welches die arme Negerin zu dieser Unterhaltung führte. Er willigte ein, das Glück nicht zu bemerken, das er gewährte, aber er rechnete darauf, seine Leidenschaft in den Schranken der Vernunft zu halten. Er wäre weit entfernt gewesen, zu vermuthen, daß das, was er als ein Zusammenkommen zu einer Geschäftsangelegenheit betrachtete, gleich von allem Anfange eine solche Wendung nehmen würde. Er blieb kalt dem schönen Geschöpfe gegenüber, das sich in einer vielversprechenden Hingebung ihm zu Füßen warf. Das Nervenzucken, welches den Körper des jungen Mädchens ergriff, und ihren schwarzen, glänzenden Busen in heftigen Bewegungen hob, ließ ihn kalt; er blieb gleichgültig bei den verzweiflungsvollen Thränen Cora's; kaum bemerkte er die Sorgfalt, die sie darauf verwendet hatte, sich zu schmücken, die Koketterie, mit welcher sie ihr Haar mit frischen und wohlriechenden Blumen durchflochten. Aber es war nicht mehr, wie einige Zeit zuvor, das angebetete Bild Esther's, welches Eusebius gegen die Verführung schützte, sondern es war egoistische Berechnung des Kaufmanns; der leichte Triumph, den er so erlangte, gewann dem neuen Gefühle eine unerhörte Kraft, welche dasselbe zu der einzigen Aegide machte, die Eusebius in der Zukunft vor Gefahren bewahren sollte.

Während des Schluchzens, welches sich der Brust der Negerin entrang, bedachte Eusebius, daß nur zwei schwache Wände sein Zimmer von dem Gemache trennten, in welchem Esther schlief, daß sie bei dem Geräusche erwachen und zu ihm kommen könnte, ehe er von Cora die so gewünschten Auseinandersetzungen erlangt hätte.

Wenn sein Herz sich nicht erweichte, wenn seine Sinne eben so wenig nachgaben, wie sein Herz, so schonte er wenigstens Die, von der sein Interesse abhing und die stillschweigende Toleranz, mit welcher er die Leidenschaft der jungen Negerin hatte wachsen und sich entwickeln lassen, nicht, sondern beging eine Art moralischer Mitschuld, welche die Leidenschaft des Mädchens nur noch mehr steigern mußte.

In der That waren die Ermahnungen, die er an sie richtete, sich den Gesetzen eines strengen Geschickes zu unterwerfen, nicht so unbedingt, daß sie nicht an dem Horizont, welchen Cora ihrer Liebe verlieh, einen Winkel für die Hoffnung gelassen hätten; seine Vorwürfe waren Bitten, seine Trostgründe nahmen einen solchen Ton der Zärtlichkeit an, daß die arme Negerin, wenn sie die Erinnerungen ihrer Träume vergessen hätte, sie dem unerhörten Glücke gegenüber wieder gewonnen haben würde, welches jedes der Worte ihres Gebieters in ihrem Herzen erweckte, gleich

einem übernatürlichen Balsam augenblicklich die geschlagenen Wunden wieder heilend.

Nach einigen Augenblicken legte sich die fieberhafte Qual Cora's, und glücklich und stolz darüber, daß ihr die Hand gelassen wurde, welche sie in die ihrige genommen hatte, konnte sie Eusebius darin beistehen, den Punct genau zu bestimmen, an welchem die Eruption des Golung-Gung stattgefunden hatte. Seiner Meinung nach mußte es auf dem südlichen Abhange des Berges Taikoekoie, zwischen dem Flecken Gavort und dem Dorfe Sovetji, sein.

Die Karte deutete an, daß ein fahrbarer Weg bis zu dem ersten dieser beiden Orte führte; von dort, bis zu der Stelle, welche Cora als die bezeichnete, wo sie den Diamant gefunden hatte, war nur noch eine kurze Strecke zu Pferde zurückzulegen.

Eusebius entließ das junge Mädchen nicht, ohne ihr nochmals empfohlen zu haben, dahin zu streben, die Neigung zu besiegen, die sie zu ihm hinzog; aber er that dies mit einer so sanften Stimme, mit so zerstreuten Blicken, daß die Negerin daraus nothwendig schließen mußte, seine Worte ständen nicht im Einklang mit seinem Herzen und sie hätte einen wesentlichen Schritt dem Ziele entgegengethan, dem sie so sichtbar zustrebte.

Die Folge war, daß, als Cora nach ihren täglichen Gewohnheiten ihren Gebieter an einem abgelegenen Orte der Wohnung bemerkte, dieser sich nicht enthalten konnte, durch ein freundliches Wort auf die Augensprache zu antworten, deren sich die Negerin bediente, und daß er nicht den Muth hatte, böse zu werden, als sie seine Hände nahm und ihre Lippen darauf drückte.

Eusebius glaubte durch die demüthige und ehrerbietige Haltung seiner Sclavin entwaffnet zu sein, aber er war nur deshalb kraftlos, weil es schon ein Geheimniß zwischen ihm und ihr gab und weil seine Mitschuld ihn vollkommen beherrschte, von so geringer Wichtigkeit dies Geheimniß auch sein mochte.

Indeß ertrug Eusebius voll Ungeduld die Zeit, während welcher er warten mußte, ehe er die Reise unternehmen konnte, die er beschlossen hatte, um das Diamantenlager aufzusuchen.

Madame van der Beek hatte sich kaum von ihrem Wochenlager erholt, und so sehr er auch auf ihre Kräfte baute, oder so sorglos er sich gegen Alles zeigte, was nicht Geschäfte betraf, erschrak er dennoch vor dem Gedanken, Tage, Wochen, Monate vielleicht, allein mit der schönen Sclavin zuzubringen, und er wollte deshalb die Reise nicht ohne Esther unternehmen. Ueberdies stillte Cora das Kind, und das arme kleine Wesen

Derjenigen zu berauben, die ihm nothwendig war, würde eine Grausamkeit gewesen sein, zu welcher Eusebius noch nicht gelangt war, so heftig auch das Fieber sein mochte, das ihn verzehrte.

Seine gute und zärtliche Frau, die auf dem Gesichte ihres Mannes allen Eindrücken seiner Seele gefolgt war, errieth, was in ihm vorging und kam seinen glühendsten Wünschen entgegen. Eines Tages, an welchem Eusebius vielleicht zum hundertsten Male fragte, wann das kleine Kind entwöhnt werden würde, lächelte sie Eusebius freundlich zu und sagte, sie glaubte, eine Reise in das Gebirge würde für ihre Gesundheit, sowie für die ihres Kindes, zuträglich sein.

„Eine Reise in das Gebirge!“ rief Eusebius, der nicht wußte, was er von diesem Gedanken halten sollte, welcher allen seinen Chimairen so sehr schmeichelte.

„Gewiß,“ entgegnete Esther. „Ist nicht dort die Luft rein und frisch? Könnten wir uns nicht dort von der drückenden Hitze erholen, durch welche wir seit zwei Monaten hier so sehr leiden? Und dann,“ fuhr Esther fort, welche ihrem Manne auch noch das Erröthen über die Habgier ersparen wollte, die sie ihm eines Tages zum Vorwurf gemacht hatte, „dann ist es mir auch gleichgültig, nach welchem Theile des Gebirges wir reisen und wir können daher den Berg

Taikoekoie wählen; das würde für Dich eine Gelegenheit sein, zu untersuchen, ob der Diamant Cora's noch Brüder hinterlassen hat."

„Und Cora?" fragte Eusebius athemlos vor Hoffnung.

„Cora! Wir nehmen sie mit uns. Ich denke, mich von meinem Kinde nicht zu trennen, und dies kann wieder Cora nicht entbehren."

Die Amme trat in diesem Augenblick ein; sie hatte die letzten Worte ihrer Gebieterin gehört und gleich Eusebius wurde sie heftig aufgeregt, obgleich es nicht dasselbe Gefühl war, welches Beide bewegte.

Eusebius schloß seine Frau in die Arme und küßte sie voll Entzücken.

Ach, es war nicht mehr Esther, der diese Aeußerungen galten, sondern es waren die Diamanten, welche die Augen blendeten, und von denen seine Einbildungskraft ihm gewaltige Haufen zeigte, welche seine Finger in strahlenden Garben umherstreuten.

Eusebius betrieb die Vorbereitungen zu der Reise mit solchem Eifer, daß schon drei Tage nach der Mittheilung Esther's an ihren Mann die kleine Caravane sich nach dem Innern der Insel auf den Weg machte. Sie reisten mit Post, wie dies der Gebrauch der reichen Coloni... ...va's ist, wo der Postdienst sehr gu...

versehen wird, und in einer großen Berline, vor welche ein Dutzend Pferde gespannt wurden, kleine, lebhafte und kräftige Thiere, die in dem Lande gezogen werden. Eingeborne folgten zu Fuße diesen Pferden, wie auch die Gangart derselben sein mochte, trieben sie mit der Stimme an und riefen die Arbeiter der Felder an den Saum der Straße zu Hülfe, um den schweren Wagen vorwärts zu schieben oder zu ziehen, wenn die Schwierigkeit des Weges ihn hemmte, oder wenn die kleinen Vierfüßler sich weigerten, ihren Dienst zu verrichten.

So ging man bis Bandong, indem man durch Buytenzorg und Tjonjon kam. Hier hörte die Straße auf, für Wagen fahrbar zu sein; die Berline mußte in dieser letzteren Stadt zurückbleiben; die Frauen setzten die Reise in der Sänfte fort, die Männer stiegen zu Pferde.

An dem Abend ihrer Ankunft in Gavoet, und nachdem Eusebius seine Frau in dem Gemache untergebracht hatte, welches im Voraus bestellt worden war, hatte er nichts Eiligeres zu thun, als auf die Terrasse des Hauses hinabzugehen, um von hier aus den Berg Taikoekoie zu betrachten, von dem er während des Weges nur die schneebedeckten Gipfel hatte sehen können.

Zu seiner großen Ueberraschung war ihm auf seinem Beobachtungsposten schon Jemand

zuvorgekommen. Cora, die Ellenbogen auf die Bambusballustrade gestützt, welche die Terrasse umgab, richtete die Augen auf die finsteren Massen des Granitgipfels, dessen Fuß in einer veilchenblauen Wolke verschwand und von welcher nur noch die Spitze von der untergehenden Sonne mit ihren letzten Strahlen beleuchtet wurde.

Die Negerin war so in ihre Betrachtungen versunken, daß sie Eusebius nicht hinter sich gehen hörte; er näherte sich ihr und berührte leise ihre Schulter. Sie erbebte, wendete sich um, und ihren Gebieter erkennend, stieß sie einen Schreckensschrei aus.

„Was hast Du denn, Kind?“ sagte van der Beek. „Seit Du unter meinem Dache bist, erschreckt meine Anwesenheit Dich zum ersten Male.“

Das Lächeln, mit welchem Eusebius diese Worte begleitete, beruhigte das junge Weib nicht; sie zitterte fortwährend und stammelte zur Entschuldigung einige unverständliche Worte.

„Wahrlich,“ fuhr ihr Herr fort, „ich erkenne Dich nicht mehr, Cora. Schon seitdem Du Weltevrede verlassen hast, bemerkte ich die sonderbare Veränderung, die mit Dir vorgegangen ist. Diese Reise, die Du Anfangs eben so sehr gewünscht zu haben scheinst, wie ich, ist Dir, wie ich bemerkt zu haben glaube, seitdem wir

unterwegs sind, verhaßt geworden. Drei oder vier Mal überraschte ich Thränen in Deinen Augen. Was geht denn in Dir vor?“

„Herr, wie könnt Ihr denken, daß ich mit heiterem Herzen diese Orte wieder sehe, die so schmerzhafte Erinnerungen in mir erwecken?“

„Wir haben Dir nicht verhehlt, nach welcher Richtung wir reisen würden; Du hättest, um Dich zu betrüben, nicht zu warten brauchen, bis wir das Ziel unserer Reise erreichen, denn wir sind bei demselben. Dort liegt der Berg, der in seinen Eingeweiden die ungeheuren Reichthümer birgt, welche die unsrigen werden sollen.“

„Herr, Herr!“ rief Cora, „überlegt es wohl, ehe Ihr es versucht, die Hand daran zu legen; der Geist des Berges ist geizig, wie die Menschen, und gleich ihnen hütet und vertheidigt er seine Reichthümer.“

Der Gedanke, in seinem Besitze die unversiegbare Quelle der Reichthümer zu haben, die er begehrte, verblendete Eusebius so sehr, daß diese Drohung mit übernatürlichen Geistern, über die er nach seinem Zusammentreffen mit Basilius erbebt sein würde, jetzt nicht den geringsten Eindruck auf ihn machte. Er zuckte gleichgültig die Achseln.

„Herr,“ fuhr Cora fort, „waren wir nicht glücklich in dem großen Hause zu Weltevrede,

Ihr über die zahllosen Güter, welche Gott Euch schon gesendet hatte und über die Liebe Eurer Frau, ich, Euch betrachten und mich in dem theilnahmvollen Blicke berauschen zu können, den Ihr auf Eure Sclavin fallen ließet? — Weshalb haben wir Weltevrede verlassen?"

Es lagen Thränen in der Stimme der Negerin, als sie diese Worte sprach, und ihr Ton verrieth eine heftige innere Aufregung.

„Sclavin," sagte Eusebius mit beinahe drohendem Tone, „ungeachtet des Umweges, den Du machst, entdecke ich dennoch die Wahrheit: Du hast mich betrogen."

„Ich!" rief Cora voll Verzweiflung.

„Du hast mich betrogen, gestehe es! Die Geschichte von dem Auffinden dieses Diamanten ist ein Märchen; das Vorhandensein des Beckens, angefüllt mit ähnlichen Steinen, wie der, welchen Du mit Dir nahmst, ist eine Fabel; Du hast mich und meine alberne Leichtgläubigkeit verspottet; gestehe, und ich habe genug Mitleid für das unsinnige Gefühl, welches Dich so handeln ließ, um Dir Deine Lügen zu verzeihen."

„Nein, Herr, ich habe nicht gelogen. O, glaube das nicht, ich beschwöre Dich bei dem Geiste meiner Mutter, die gestorben ist, um mir das Leben zu retten; ich sagte die Wahrheit, ich schwöre es Dir."

„Gut," antwortete Eusebius durch den Eifer, mit welchem Cora diese Worte gesprochen hatte, beinahe überzeugt. „Morgen machen wir uns wieder auf den Weg, und wenn wir zwei Stunden zurückgelegt haben, und an dem Abhange des Taikoekoie sind, wo die eine Seite auf das Meer blickt, die andere auf die Ebene, werden wir sehen, ob Cora bei dem Geiste Derjenigen, die ihr das Leben gab, einen Meineid geleistet hat."

„Nein, nicht morgen; nein, geht nicht nach dem Taikoekoie. Mein Gott, ich möchte etwas Anderes sein, als eine elende Sclavin, die es wagte, ihre Augen zu ihrem Gebieter zu erheben, um Dich mit dem Tone zu bitten, der Dich rührt. Verzichte auf Deinen Plan, Herr, verzichte darauf, nach dem Taikoekoie zu gehen."

„Nimmermehr!" rief Eusebius. „Ich werde mich nicht mehr durch Dich hintergehen lassen! Sollte es auch nur geschehen, um Deine Unverschämtheit zu überführen; müßte ich auch auf die Hoffnung verzichten, die Du in meinem Busen erwecktest, so werden wir dennoch morgen die Felsfläche aufsuchen, die sich an eine Felsmauer lehnt, von deren Gipfel ein Bach herniederfällt, der in seinem Laufe Diamanten mit sich führt. Du siehst wohl, daß ich mich gut erinnere, Cora."

„Wenn es diese glänzenden Steine sind, welche Dein Herz rühren können, so sprich, Herr, ich will nach allen Bächen der Berge gehen, ich will ihre Betten durchsuchen, meine Finger an den Felsen blutig ritzen, und Dir bringen, was ich finde, ohne für mich das Geringste zurückzubehalten, das schwöre ich Dir."

„Unsinnige! Als ob auf der ganzen Insel vielleicht noch ein anderes Lager zu finden wäre, dem ähnlich, von dem Du mir gesagt hast. Cora, ich wiederhole Dir, daß diese Reise uns reich machen, oder Dich der Lüge überführen soll; bereite Dich deshalb vor, sie morgen mit Tagesanbruch anzutreten und uns als Führerin zu dienen."

„Nein, suchet einen andern Führer," erwiederte die Negerin, indem sie den Kopf schüttelte. „Cora vermag es nicht, Euch nach dem Taikoekoie zu führen."

„Elende!" rief Eusebius, einer Regung des Zornes nachgebend, und die Hand gegen die Negerin erhebend. Doch er schämte sich sogleich seiner Heftigkeit und fügte mit sanfterem Tone hinzu: „Das ist also die gränzenlose Ergebung, welche Cora für ihren Herrn zu hegen schien? Das ist also die Liebe, für die sie das Leben lassen würde, wie sie sagte, und die nicht bis zu dem Gehorsam gegen seinen Willen geht?"

Diese Berufung auf die Leidenschaft, welche das junge Weib verzehrte, eine Berufung, welche Eusebius zu Hülfe rief, weil er fürchtete, seine Hoffnungen getäuscht zu sehen, brachte eine unerwartete Wirkung hervor.

Cora warf sich ihrem Herrn zu Füßen, umschlang seine Knie mit ihren Armen, und rief:

„Laß die Hand, die Du erhoben hattest, auf Cora, niederfallen; schlage Deine Sclavin, tritt sie unter die Füße, aber verleumde nicht das Feuer, welche sie erfüllt und verzehrt. Nein, lieber als daß ich Dich an der Liebe zweifeln sehe, die hoffnungslos ist, wie sie unvergolten bleiben wird, lieber will ich den entsetzlichsten Tod erdulden, lieber will ich —"

Cora hielt hier mit einem Schrei inne, als ob eine unsichtbare Hand ihr die Gurgel zuschnürte; alle ihre Glieder zitterten krampfhaft, ihr Athem stockte, ihre Augen waren starr und wild nach der Seite des Berges Taikoekoie gerichtet.

Eusebius folgte dieser Richtung und erblickte eine rothe Feuersäule, welche von dem Fuße des Berges und der Mitte der Bäume aufstieg, die ihm als Gürtel dienten.

Er erblickte darin nur ein ganz natürliches Ereigniß, das heißt, den Bivouak einiger Jäger und dachte nicht daran, ihm den plötzlichen

Schrecken zuzuschreiben, von welchem Cora ergriffen wurde.

„Nun?“ sagte er, indem er sich wieder zu ihr wendete.

„Ihr wollt es, Herr,“ erwiederte das junge Mädchen mit erstickter Stimme, „Ihr wollt es und ich werde gehen; ich werde Euch zu dem Orte führen, an welchem die Diamanten unter einem Lager von flüssigem Krystall schlummern.“

Eusebius war zu aufgeregt, um schlafen zu können. Die Nacht hatte daher noch nicht zwei Drittel ihres Laufes zurückgelegt, als er sein Lager verließ, die größte Vorsicht anwendete, um Esther nicht zu erwecken, und zu dem Divan ging, auf welchem das Bett der Negerin bereitet war. Er schob leise die Wiege zur Seite, in welcher sein Kind ruhte, aber zu seiner großen Ueberraschung sah er das junge Mädchen nicht auf seinem Lager. Er empfand eine quälende Angst. Er vermuthete, Cora hätte dem Gefühl des Widerwillens, welches sie den Tag zuvor gegen diese Ausflucht äußerte, nachgegeben, und die Flucht ergriffen. Er ging rasch hinunter, um sich nach ihr und nach seinen Dienern zu erkundigen. Als er durch die Rohrveranda schritt, welche die Wohnung umgab, und auf das Haus zuging, in welchem die Dienerschaft untergebracht war, hörte er einen tiefen Seufzer, und blieb

stehen. Zwei Schritte von sich entfernt, bemerkte er den Schatten einer schwarzen Gestalt.

„Bist Du es, Cora?“ fragte Eusebius.

„Welche Andere, als Cora, würde wachen, weil Ihr wacht? Die Entfernung hindert ein liebendes Herz nicht, zu hören, und die Schläge des ihm theuren Herzens zu zählen. Das Deinige hatte das Fieber, das meinige ist von dem Uebel ergriffen worden und der Schlaf floh meine Augenlider, wie er die Deinigen geflohen hat.“

„Arme Cora! Weißt Du wohl, daß ich einen Augenblick glaubte, Du wärest nach Weltevrede zurückgekehrt?“

„Cora ist nur eine Sclavin, und die Wege liegen nicht offen vor meinem Willen.“

„Cora, die zweite Mutter meines Sohnes, ist stets die Freundin unseres Hauses gewesen. Ich will nicht, daß ein anderes Band, als das ihrer Zuneigung, sie an uns fesselt; ich mache sie frei.“

„Wozu nützt es, die Fessel an Cora's Händen zu zerreißen, wenn an ihren Füßen die schwere Eisenkette zurückbleibt, die sie zur Gefangenen macht? Cora wird stets Deine Sclavin sein, und die eines Anderen, der mächtiger ist, als Du.“

„Wer ist dieser andere Herr?“

Die Negerin zögerte einige Augenblicke mit der Antwort.

„Das Schicksal,“ entgegnete sie endlich, „das Schicksal, welches sagt: geh weiter, und das mich zwingt zu gehen, selbst wenn ich die hohlen Augen des Todes vor mir erblicke, der gleich einem Panther, verborgen hinter einem Gebüsch, am Wege auf mich lauert.“

Eusebius zuckte die Achseln.

„Du bist also nicht vernünftiger, als gestern Abend?“ rief er.

„Ich bin bereit, Dich zu den Abhängen des Taikoekoie zu führen,“ sagte die Negerin und stand auf.

„Gut,“ entgegnete Eusebius; „dann will ich meine Leute wecken, damit sie uns begleiten.“

„Nein,“ erwiederte Cora, „der Geist des Berges ist ebenso mißtrauisch, wie vorsichtig; ein Mann und ein Weib, die allein kommen, werden seinen Argwohn weniger erregen.“

„Es sei,“ sagte Eusebius, welcher meinte, dem Aberglauben des armen Mädchens dieses Zugeständniß machen zu können; „laß mich wenigstens Pferde nehmen.“

„Wozu? So flüchtig auch ihre Hufe sind, werden sie uns der Gefahr nicht entreißen, die sich vor uns erhebt, und auf den Abhängen des Berges wären sie nutzlos. Wenn die Bitten meines Herzens Dich nicht rührten, wenn die Liebe zu diesen glänzenden Steinen Dich die

Gefahren verachten läßt, von denen ich sprach, verachten läßt, wie meine Thränen, die aus meinen Augen rinnen, dann nimm meine Hand und laß uns gehen."

Eusebius ergriff die Hand der Negerin. Sie war brennend heiß und trocken; ein fieberhaftes Zittern schüttelte sie.

„Fort!" sagte er, indem er Cora mit sich zog, „fort!"

Sie richteten sich gegen Süden, ließen die Gärten von Gavoet zu ihrer Linken und gingen über eine mit blühenden Fruchtbäumen bepflanzte Ebene. Die Nacht war ruhig und heiter, und nur das Licht der Sterne verbreitete um die beiden Reisenden einen milden Schein. War es der Einfluß des majestätischen Schweigens, der Cora berauschte durch die Wohlgerüche, mit welchen der Duft der Blüthen die Luft schwängerte, oder gab sie einem neuen Gefühle nach, genug, es war mit dem Wesen und dem Aeußern Cora's eine Veränderung vorgegangen, welche Eusebius ungeachtet seiner habgierigen Gedanken bemerken mußte.

In dem Maße, in welchem sie sich von Gavoet entfernten, schienen die Schrecken und die Besorgnisse Cora's zu schwinden; weit entfernt, in ihrem Gange zu zögern, schritt sie vielmehr vor Eusebius her, zankte ihn aus, wenn

er zurück blieb, und sagte mit eigenthümlich aufgeregter und keuchender Stimme: „Komm, komm!“

Von Zeit zu Zeit ergriff sie wieder die Hand, die ihr Herr ihr überließ und legte sie auf ihre Brust. Die ungestümen Schläge ihres Herzens hoben dann ihre brennendheiße Haut. Darauf neigte sie sich zu Eusebius, lehnte ihren Kopf an seine Brust, und der junge Holländer fühlte in seinen Adern die heißen Ausflüsse übergehen, welche dem Körper seiner Sclavin entströmten.

Eusebius kämpfte bereits nicht mehr den Kampf der Ehre und der Pflicht gegen seine traurige Leidenschaft.

Wenn in diesem Augenblicke sein Verstand freier gewesen wäre, so würde er ohne Zweifel die glühenden Liebesäußerungen Cora's zurückgewiesen haben, aber gleich ihr hatte auch er das Fieber, gleich ihr schwindelte auch ihm. Das Fieber der Wollust verzehrte das Herz Cora's, das Goldfieber berauschte Eusebius und seine Trunkenheit konnte nicht daran denken, die seiner Gefährtin zu zügeln. Ungeachtet des Fröstelns, welches er durch seinen Körper rieseln fühlte, dachte er nur an das Ziel, zu dem sie ihn führen sollte, aber in der Hingebung, zu welcher er sich gehen ließ, beklagte er nur die Zeit, welche er dadurch verlor. Seit einer Stunde

gingen sie nebeneinander so her. Allmälig waren die letzten Spuren der Cultur hinter ihnen verschwunden; auf die niedrigen Stämme und die runden Wipfel der Orangen-, der Citronen- und der Papaganienbäume folgten die hohen Stämme und mächtigen Kronen der Tamarynten, die Liquidambers, des Teckbaumes und anderer Waldbäume.

Die Luft hatte sich erhoben und rauschte laut in den großen Blättern der Cocospalmen und den biegsamen Zweigen des Arackbaumes, die bei dem Vorübergehen der beiden nächtlichen Wanderer sich schaukelnd wiegten, wie gewaltige Federbüschel.

Der Tag war nahe; Eusebius und Cora betraten den Wald, der den Fuß des Berges Taikoekoie bedeckt.

Uebereinandergehäufte Stücke Basalt, Lava und Asche bedeckten den Boden, und machten das Gehen mühsam. In der Mitte einer großen Lichtung stieg ein Fels pyramidenförmig empor, vielleicht durch irgend einen furchtbaren Ausbruch des Vulkans hierher geschleudert.

Eusebius blieb am Fuße dieses Felsens stehen, um auf Cora zu warten, die zum ersten Male etwas zurückgeblieben war; er rief sie und sah sie herbeilaufen. Sie hielt in der Hand einen großen Geodonia-Ast und Malattizweige, die sie gepflückt hatte, und beschäftigte sich damit,

einen Kranz zu flechten, in welchem sie, ungeachtet der Dunkelheit der Nacht, geschickt die weißen Kelche der Geodonia mit den purpurrothen Blüthen der Malatti mischte.

„Was machst Du da?“ fragte Eusebius.

„Wir können nicht weiter gehen, ohne daß ich dem Feuergeiste, der der Herr des Berges ist, ein Opfer dargebracht habe.“

„So thue es denn, aber thue es schnell,“ sagte Eusebius, ohne sich die Mühe zu geben, eine Bewegung der Ungeduld zu unterdrücken.

„Sei gnädig und gut, Herr,“ erwiederte die Negerin, indem sie vor Eusebius niederkniete und dessen Hand an ihre Lippen zog. „Das Gewölbe der Bäume verdoppelt die Schatten der Nacht und wir können vor Tagesanbruch nicht weiter gehen; laß Deiner Sclavin den Geist Deiner Absicht günstig stimmen; sie ist jetzt ebenso ungeduldig wie Du, den Ort wieder zu finden, an welchem die glänzenden Steine durch Deine Finger rieseln sollen, wie feurige Wogen.“

Eusebius, der durch die Worte Cora's beruhigt wurde, setzte sich auf den umgestürzten Stamm eines Baumes. Die junge Negerin schmückte sich mit dem Kranze, den sie gewunden hatte, behielt in der Hand ein ziemlich großes Bouquet, raffte eine Menge trockener Kräuter

zusammen, und erkletterte dann den Fels mit wunderbarer Leichtigkeit; zu dem Gipfel gelangt, zündete sie das trockene Kraut an, kniete an der Seite des Feuers nieder, das Gesicht gegen den Boden gepreßt und flehte die Gnade des Geistes an.

Als ihre Anrufung beendet war, erhob sie sich und warf in das Feuer ein neues Päckchen Kräuter; die Flamme, die dem Erlöschen schon nahe war, entzündete sich auf''s Neue, und beleuchtete mit ihrem röthlichen Schein das Gesicht und die Kleider Cora's, welche jetzt auf dem Gipfel des einzelnen Felsblockes aufrechtstand.

Sie hatte ihr Haar aufgelöst, und die schwarze Masse flatterte im Winde; gehüllt in ihren weiten Sakong, dessen rothe Streifen Blutstrahlen zu sein schienen, die Lippen bebend, die Augen funkelnd, nahm sie die weißen Blumen der Geodonia des Bouquets, das sie in der Hand hielt, eine nach der andern und schleuderte sie in die Glut, indem sie eine Art von Gesang murmelte, dessen langsame und monotone Melodie an die Klagen der Hirten in Europa erinnerte.

„Mächtiger Rakschase," sagte sie, „Du, dessen Hauch wie Sturmwind ist, und von dem jeder Seufzer die Flammen bis zu den Wolken treibt, reiner Geist, habe Mitleid mit meinen

Thränen. Wenn sie nicht gleich denen, welche, wenn Du seufzest, dem Munde Deines Kraters entströmen, in die Ebene hinabfließen, um dort Verheerung und Tod zu verbreiten, so sind sie deshalb nicht minder bitter. Jede derselben ist ein Tropfen geschmolzenen Metalles; indem sie auf mein Herz fällt, verursacht sie eine brennende Wunde; ich bin die Taube, welche einsam bleibt, weil ihre Federn schwarz sind, und gleichwohl waren ihre Küsse süß und das Schlagen ihrer Flügel voll Versprechungen!

„Aber die Blume, die ich Dir darbringe, ist nicht weißer, als das Gesicht meines Geliebten, und der Tag vermählt sich mit der Nacht.

„Meine Augenlider schließen sich daher mehr, meine Augen können nicht einen Augenblick darauf verzichten, sein Bild zu sehen, obwohl seine Gleichgültigkeit die Hoffnung ertödtet.

„Reiner Geist, mächtiger Beherrscher des Berges, wenn unsere Anwesenheit in Deinem Reiche Dich beleidigt, wenn Dein Zorn ein Opfer verlangt, so biete ich Dir mein Leben, wie ich Dir diese Blumen biete, die sich in dem Feuer biegen und schwärzen; wähle die Taube mit den dunklen Flügeln, und laß meinen Geliebten mit dem glänzenden Gefieder die Ufer des großen Sees wieder erreichen, an denen die weiße Gefährtin, die er sich wählte, seiner wartet."

Die ersten Worte Cora's waren Eusebius aufgefallen, ohne seine Aufmerksamkeit im Geringsten zu erregen. Aber allmälig hörte er gespannt zu, und wurde ergriffen durch das wahrhaft Rührende in dieser Ergebenheit der Leidenschaft, welche er der jungen Negerin einflößte.

Die finstere Majestät der Umgebung, die phantastische Schönheit Cora's, welche durch den ersterbenden Schein des Feuers beleuchtet wurde, so daß sie als eine Priesterin der Nacht erschien, ihre aufgeregte Stimme bei der Monotonie ihrer Anrufung — Alles diente dazu, Eusebius' Einbildungskraft zu ergreifen, und sein Herz zu erweichen. Zum ersten Male, seitdem er Gavoet verlassen hatte, vergaß er den reichen Schatz, dessen Eroberung er entgegenschritt; er stand athemlos da, getheilt zwischen einem unbestimmten Schrecken und einem neuen Gefühle, das sich in sein Herz schlich und ihn vom Kopf bis zu den Füßen erbeben machte.

Als Cora ihre Anrufung beendet hatte, nahm sie den Kranz, der ihr Haupt bedeckte, und warf ihn ebenfalls in das Feuer; dann beobachtete sie, über die Flamme gebeugt, voll Angst sein Verbrennen. Plötzlich und als die letzten Funken die dunklen Blätter des Malatti verzehrten, stieß sie einen Freudenschrei aus, riß

den halbverbrannten Kranz aus der glühenden Asche und eilte rasch den Fels herab.

„Sieh, sieh!“ sagte sie zu Eusebius, indem sie ihm die geschwärzten Zweige zeigte, „sieh diese Blume der Geodonia, die unberührt aus der Prüfung hervorging. Sieh, die Flamme hat sie verschont; sie ist so weiß, so rein, wie da meine Finger sie von ihrem Zweige pflückten.“

„Nun!“

„Nun, das ist ein gutes Vorzeichen; der Geist ist für Dich gewonnen; Du wirst gesund und wohlbehalten von Deiner Unternehmung zurückkehren.“

„Aber Du, Cora?“ sagte Eusebius.

„Ich! Was kommt darauf an?“ erwiederte Cora, indem sie zwischen ihren Fingern die wohlriechenden Kelche des Malatti zerdrückte, welche bei dieser Ceremonie wahrscheinlich sie selbst vorstellten, und die durch das Feuer entstellt, geschwärzt und verkohlt waren.

„Nein,“ rief Eusebius, „lieber wollte ich auf diese Diamanten verzichten, wären sie auch so schwer und so zahlreich wie die aller Minen von Visapour, als daß ich ein einziges Deiner Haare opferte!“

Bei diesem leidenschaftlichen Ausrufe, den sie Eusebius endlich entrissen hatte, fühlte Cora sich ohnmächtig werden; sie wankte auf ihren

Füßen und ließ verwirrte Blicke umherschweifen, als ob die Besinnung ihr entfliehe; ihre Stimme erstickte in ihrer Kehle und die Thränen, welche ihr Gesicht bedeckten, bewiesen ihre gewaltige Aufregung. Sie wollte sich ihrem Herrn zu Füßen werfen, doch dieser bückte sich und breitete die Arme aus, um sie aufzuheben; bei dieser Bewegung streiften die Haare der Negerin das Gesicht des jungen Holländers; ihre feuchten Wangen berührten Eusebius' Gesicht und dieser fühlte einen brennenden Hauch. Es schien, als sollte auch er erliegen. Die ersterbenden Augen, die Cora auf ihn richtete, bezauberten ihn, wie die der Schlange den Vogel bezaubern, den sie sich zur Beute ausersehen hat. Beherrscht durch das Uebermaß des sinnlichen Ausdrucks, welches jeder Zug des Gesichts, jede Haltung des Körpers der Negerin verrieth, war es ihm unmöglich, sich dieser gefährlichen Berührung zu entziehen; er fühlte seine Lippen erbeben unter dem heftigen brennenden Kusse von zwei Feuerlippen, und eine Wolke breitete sich über seine Augen; das Gefühl war so heftig und sein Körper war so davon galvanisirt worden, daß das Uebermaß des electrischen Stromes Eusebius rettete; die Wollust wurde zum Schmerz und erweckte ihn, indem er ihn der Trunkenheit entriß, welche sich seiner zu bemächtigen begann; erfaßt von einem

Schrecken, dessen Ursache er sich nicht zu erklären vermochte, stieß er plötzlich die Negerin zurück, indem er die Arme loslöste, mit denen sein Hals umschlungen war.

Einige Augenblicke blieben sie einander gegenüber; Eusebius aufrecht und indem er sich zu erholen trachtete, Cora auf dem Rasen liegend und in einer so vollkommenen Regungslosigkeit, daß ihr Herr sie für ohnmächtig hätte halten müssen, wenn nicht die Seufzer und das Schluchzen, die sich ihrer Brust entrangen, ihm bewiesen hätten, daß sie das Bewußtsein nicht verloren hatte.

Eusebius hörte in der Entfernung einiger Schritte das Murmeln eines Baches und eilte zu demselben hin und tauchte seinen Kopf in das Wasser. Die Frische desselben befreite ihn von dem Blute, das zu seinem Gehirn geströmt war; er athmete freier, allein indem er zu dem Gebrauche seiner Vernunft zurückkehrte, fühlte er weder Unwillen noch Zorn gegen die Sclavin.

„Ich bin nur ein Dummkopf," sagte er halblaut zu sich selbst. „Beinahe wäre ich durch dieses Possenspiel gefangen worden. Die Diamantengrube ist nichts als eine Fabel, um die Gelegenheit zu finden, sie mit Bequemlichkeit aufführen zu können. Aber ich kann deshalb diesem armen Mädchen nicht zürnen. Ihre Liebe

ist zu wahr und zu aufrichtig, als daß ich ihr den geringsten Vorwurf darüber machen könnte."

Dann näherte er sich Cora und sagte: „Komm, mein Kind, stehe auf und laß uns versuchen, noch vor Tagesanbruch nach Gavoet zurückzukehren."

„Und weshalb?" fragte die Sclavin erstaunt.

„Weil es nutzlos ist, diesen Scherz zu verlängern."

„Von welchem Scherz sprecht Ihr, Herr?"

„Von dem, den Du Dir mit mir gemacht hast, indem Du von diesen kostbaren Steinen sprachst, ein Scherz, den ich Dir verzeihe, Cora. Der einzige Diamant, den Du mir zu bieten hattest, ist Deine Liebe, und Du weißt wohl, daß es mir verboten ist, mich mit diesem zu schmücken, weil ich Esther gehöre, und weil ich ihr die Treue bewahren will."

Bei dem Namen Esthers erhob Cora sich hastig; eine Umwandlung ging in ihrem Gesichte vor, welches soeben noch zärtlich und wollüstig gewesen war, jetzt aber finster und drohend wurde. Sie zog aus ihrem Gürtel einen kleinen Crid mit silbernem Griff und reichte ihn ihrem Gebieter.

„Stoße mir dies Eisen in das Herz," sagte sie; „ich will es lieber hinein dringen fühlen, als Deine Worte, die kälter und schärfer

sind, als das Eisen. Weshalb willst Du mir die Freude rauben, durch welche die letzten Augenblicke Derjenigen versüßt wurden, die dem Tode entgegengeht, indem sie Dich zu den Reichthümern des Berges Taikoekoie führt!"

„Du lügst!" rief Eusebius mit einer Stimme, die um so härter war, da er die Vermuthungen seiner Habgier ersticken wollte, welche sich des Zugeständnisses weigerte, daß Cora die Absicht gehabt hätte, ihn zu betrügen.

In diesem Augenblick ließ ein dumpfes Grollen, ähnlich dem des fernen Donners, sich an dem Horizont vernehmen. Cora erbebte; ihre Zuversicht verließ sie, ihre Arme sanken an ihrem Körper herab, ihr Kopf neigte sich auf die Brust.

„Du hast Recht, Herr;" sagte sie mit kaum hörbarer Stimme, „laß uns nach Gavoet zurückkehren; es muß sein."

Diese Ergebung der jungen Negerin schien einen lebhafteren Eindruck auf Eusebius zu machen, als ihre vorhergehenden Versicherungen es vermocht hatten; eine Minute lang hatte sein Herz sich auf's Neue der Hoffnung geöffnet; es wurde ihm schwer, sich darein zu fügen, sie noch einmal erlöschen zu sehen.

„Also," sagte er mit dem Tone des Vorwurfs, „hat Cora schmachvoll mein Vertrauen so gemißbraucht?"

„Laß uns gehen, ich beschwöre Dich, Herr,“ erwiederte das junge Weib, welches vor Schrecken halb wahnsinnig zu sein schien; „laß uns gehen und keine Secunde verlieren.“

Jetzt war es nicht mehr ein dumpfes Grollen, welches sich hören ließ, sondern ein furchtbares donnerndes Gebrüll, das die Luft in der Entfernung von hundert Schritten hinter den beiden Wanderern erschütterte, gerade in der Richtung, in welcher Cora ihren Gefährten fortzuziehen sich bemühte.

„Ein Tiger!“ rief Eusebius, indem er den Dolch aus der Scheide zog, und die Hand der Sclavin ergriff.

„Er, er!“ murmelte Cora mit so leiser Stimme, daß Eusebius sie nicht verstehen konnte.

Inzwischen wurde das Gebrüll, welches erst gellend und drohend gewesen war, dumpf, und das rauhe Knurren, noch immer furchtbarer, näherte sich mehr und mehr; es schien, als sei das wilde Thier bis zu dem Saume des Waldes vorgedrungen. Eusebius erwartete es aus dem hohen Haidekraut, welches das Holz umsäumte, hervordringen und auf die Lichtung springen zu sehen.

„Stelle Dich hinter mich, Cora,“ sagte er zu seiner Gefährtin.

„Nein, nein,“ sagte diese, welche aus der

ungeheuern Größe der Gefahr neue Kraft geschöpft zu haben schien; „nein, laß uns unsern Weg verfolgen; Rackschase, der Geist des Berges, war mit uns und wir haben nichts von den wilden Thieren zu fürchten; sieh nur, Herr.“

Dabei deutete sie mit dem Finger auf einen phosphorartigen Schein, der in der Richtung des Berges auf und nieder schwebte, bald den Boden berührend, bald sich bis zu der Spitze der hohen Palmbäume erhebend.

„Aber wohin sollen wir nach der Zeit?“

„Auf den Taikoekoie. Ehe die Sonne die Hälfte ihres Laufes vollbracht hat, wirst Du Deine Hände in das Becken tauchen, welches den furchtbaren Reichthum enthält, von dem ich Dir sagte. Ich sprach die Wahrheit, Herr, ich schwöre es Dir — bei der Liebe, die mein Herz erfüllt. Laß uns gehen; er eilt, es muß sein.“

Ungeachtet dessen, was diese letzten Worte für Eusebius Unverständliches hatten, zögerte er nicht, und entflammt durch eine neue Begier, folgte er Cora, welche sich durch den tanzenden Schein führen ließ, den sie ihrem Herrn gezeigt hatte, die ersten Abstufungen des Taikoekoie erstieg und ihm durch die Schlingpflanzen, die den Wald zu einer undurchdringlichen grünen Masse machen, einen Weg bahnte.

Bald verließen Eusebius und Cora die

Region der großen Bäume, um die zu betreten, in welcher der Boden ausgedörrt durch die Asche, die Lava, mit denen die Oberfläche bedeckt ist, nur noch verkrüppelte Mimosen und Zwergpalmen trägt. Bei der Annäherung des Morgens waren die Sterne erloschen und die Nacht noch dunkler geworden; gleichwohl folgte das junge Mädchen den Irrgewinden, welche der Irrwisch in eigensinnigen Sprüngen vor ihr und ihrem Gefährten beschrieb.

Eusebius wagte einige Bemerkungen, aber obgleich Cora am ganzen Körper zitterte, als müßte sie sich noch von ihrer gewaltigen Erregung erholen, bestand sie doch mit der größten Zuversicht darauf, um nicht von dem Wege abzukommen, müßten sie genau dem tanzenden Lichte vor ihnen folgen, welches, wie sie sagte, Rackschasa selbst, ihr Gebieter, abgesendet hätte, um sie zu führen und sie von dem Tiger fortzubringen und Eusebius wagte darauf keine weiteren Einwände.

Allmälig kamen sie über die letzten Mimosen hinaus; der Boden, auf dem sie gingen, wurde immer schwieriger und schwieriger. Bald mußten sie über erkaltete Lavahaufen oder Basaltblöcke steigen, die ringsumher verstreut lagen; bald sanken sie bis an die Knie in die bewegliche Asche, welche die Erde mit einer mehrere Fuß hohen Lage bedeckte.

„Deinem Berichte nach, Cora,“ sagte Eusebius, „glaube ich, daß wir alle diese Felsen vergeblich erklettern. Der senkrechte Fels und der Bach, der die Diamanten mit sich führt, müssen sich auf dieser Höhe des Taikoekoie befinden, aber mehr zur Rechten; es muß auf der Seite des Berges sein, welche nach dem Pazandajan, seinem Nachbarn, blickt.“

Statt aller Antwort zeigte Cora ihrem Herrn das bleiche Licht, welches fortwährend vor ihnen herschwebte, und als Eusebius die finsteren Massen des Berges näher besichtigte, die sich vor ihm erhoben, glaubte er, daß sie noch nicht mehr als den dritten Theil seiner Höhe erreicht hätten, und daß die Negerin daher wohl recht haben könnte.

„Gleichviel,“ sagte er; „ich glaube dennoch, daß wir gut thun, hier den Tag zu erwarten. Ich habe mehr Vertrauen auf deine Erinnerungen, als auf den guten Willen, den Rakschasa für mich zeigt.“

Als Eusebius diese Worte sprach, verwickelte er sich mit seinen Füssen in irgend einen Gegenstand, über den er strauchelte. Er fühlte mit der Hand danach und stieß einen Schreckensruf aus; denn er erkannte in diesem Hinderniß ein menschliches Scelett.

Auf seinen Schrei antwortete ihm ein ähnlicher

Schrei Cora's; die Negerin ihrerseits hatte, wie durch einen mächtigen Hauch angetrieben, die Flamme verschwinden sehen, von der sie bisher geführt worden waren. Zugleich verursachte ein stinkender scharfer Geruch den beiden Wanderern Schwindel. Eusebius gab sich nicht sogleich Rechenschaft von dem, was um ihn her vorging, aber in diesem Lande erzogen, konnte Cora sich nicht täuschen und schrie sogleich: „Wir sind verloren, rettungslos verloren! Der Geist des Berges hat uns in das Gebiet des Quevoupas gelockt!"

„Der Quevoupas? Was ist das? fragte Eusebius.

„Es ist das fürchterliche Thal, aus dem noch Keiner von Denen, die es betreten haben, jemals zurückgekehrt ist; blicke um Dich und Du siehst den Boden bedeckt mit den Gebeinen aller Derer, welche hier den Tod gefunden haben."

„Das ist eine Fabel," entgegnete Eusebius; „der Bohonupas hat Denen, die in seinem Schatten einschliefen, nie den Tod gebracht; sein Saft ist nur dann tödtlich, wenn er in die Adern eindringt."

„Wer spricht von dem Bohonupas?" sagte Cora ungeduldig; „ich sagte Dir, daß wir in Quevoupas sind, in dem Thale des Giftes; es

ist nicht der Schatten des verfluchten Baumes, der uns tödtlich ist, sondern es sind die Ausdünstungen, die der Erde entströmen und die Rakschase seinen Feinden sendet, um sie zu ersticken."

Eusebius begriff, daß die Negerin die Wahrheit sprach, und daß sie sich bei einem jener erloschenen Schwefelkrater befanden, in welchem die kohlensauren Dünste, die in der Atmosphäre verbreitet sind alle lebenden Wesen ersticken, welche in diese vergifteten Räume einzudringen wagen.

Bei jedem Schritte, den er auf diesen verfluchten Boden machte, stieß er an das Scelett eines Menschen oder eines Thieres; er hörte und fühlte, wie die ausgedörrten Gebeine unter seinen Füßen brachen und krachten; ein kalter Schweiß badete seine Stirn und sein Herz klopfte, als wollte es die Brust zersprengen.

Cora lief außer sich hin und her, als suchte sie einen Weg aus diesem Thale, als hoffte sie, irgend ein Mittel der Rettung zu entdecken.

„Rakschase hat sich nicht geschämt, sich mit dem Barkasahem zu verbinden; sein Feuergeist hat sich dem Willen dessen unterworfen, der gleich dem ekelhaften Wurme aus den Gräbern die Nahrung saugt, die sein Leben verlängert! — Und gleichwohl hatte er selbst dem Barkasahem

nur geschworen, daß er sich mit einem Opfer begnügen würde! — Wenn Du mich betrogen hast, als ich Dich auf den Knieen bat, die Tage Dessen zu erhalten, der mir theurer ist, als mein Leben, sei verflucht, o Basilius!"

Dieser Name erweckte Eusebius aus der Betäubung, in die er entweder durch die Wirkung des Schreckens oder durch den Einfluß des eingeathmeten Gases versunken war, so daß er beinahe niederstürzte. Er sprang auf Cora zu, und ergriff sie bei dem Arme in dem Augenblick, als sie einen gewaltigen Basaltblock erklettern wollte, der allein über die Todesebene hervorragte.

„Weib," schrie er, „antworte mir, wie Du Deinem Gott antworten würdest! Welchen Namen hast Du soeben ausgesprochen?"

„Gnade! Gnade!" antwortete Cora, indem sie die Knie ihres Herrn umschlang.

„Ha! jetzt begreife ich Alles! Ich erblicke mich gefangen in einer höllischen Schlinge! Du, die ich für gut hielt, für zärtlich, für ergebungsvoll, Du, deren Leidenschaft, wo nicht ein Echo, doch wenigstens Mitleid in meinem Herzen erweckte, Du bist gleich der gemeinen Rangune bei Mynheer Cornelis gedungen worden, um mich in das Verderben zu stürzen! Nun wohl, Weib oder Phantom, kehre zu dem zurück, der Dich

zu diesem schmachvollen Possenspiel der Liebe antrieb; sage ihm, daß ich seinen Anstrengungen und seiner Wuth trotze; daß Esther noch immer Die ist, welche alle meine Liebe besitzt; daß Du, weit entfernt, von Eusebius ein Wort der Zärtlichkeit oder der Liebe zu erlangen, nur von ihm beschimpft wurdest; daß er nicht warten wollte, bis das Gift des Quevoupas Dich von Deinem elenden Leben erlöste; daß er Dich mit seinem Dolche traf und daß Du nur seine Flüche und seinen Haß mit Dir hinwegnimmst."

Indem Eusebius diese Worte sprach, versetzte er der Negerin mit dem Crid, den er in der Hand hielt, einen so gewaltigen Stoß, daß die arme Cora auf den Fels niederstürzte und von dort in den Spalt hinabglitt, der sich auf der entgegengesetzten Seite von der, welche sie erstiegen hatten, zeigte.

Eusebius hörte, wie der Körper des jungen Weibes auf dem Abhange hinabrollte, indem er zahlreiche Steine mit sich fortriß; dann vernahm Eusebius einen letzten Liebesruf, den die Negerin ihm zusendete und Alles versank in Schweigen.

Wie gerechtfertigt ihm auch seine Rache erschien, wie glühend und gewaltig der Gedanke des Hasses war, den der Name seines Verfolgers in ihm erweckte, wurde Eusebius doch beinahe augenblicklich von Reue über das voll-

brachte Verbrechen ergriffen. Er schleuderte die blutige Waffe, die er in der Hand hielt, weit weg, vergaß seinen Zorn gegen Cora und seine eigene Lage und weinte über das Geschick des unglücklichen jungen Mädchens. Die Schmerzen, die er empfand, riefen ihn zu sich selbst zurück. Sein Athem wurde schwerer und schwerer, sein Gehirn verwirrte sich mehr und mehr; es schien ihm, als würde er in allen Richtungen von tausend feurigen Nadeln durchbohrt.

Er versuchte zu gehen, doch seine Beine brachen unter ihm zusammen, er taumelte wie ein Betrunkener und jede Bewegung, die er machte, tönte in seinem Kopfe wieder und verursachte ihm unerträgliche Schmerzen. Er erkannte, daß die Buße dem Verbrechen auf dem Fuße folgen würde und setzte sich auf den Basaltblock nieder, um den Tod zu erwarten.

Vor ihm dehnte sich die Ebene aus; er hörte das Rauschen des Windes, der durch die Wipfel der Bäume strich; er sah, wie die finsteren Massen, die ihn von dem Horizont trennte, sich hier und dort mit Licht färbten; diese Lichter waren die, welche die Wohnungen beleuchteten; eines derselben brannte vielleicht an dem Kopfende des Lagers, auf dem Esther ruhte, während er fern von ihr starb.

Er suchte seine Gedanken auf Die zu richten,

die er liebte und das Bedauern über die Reichthümer, die seine letzten Augenblicke verdunkelt hatten, zurückzuweisen. Allmälig wurde sein Kopf immer schwerer und sein mit lauter Stimme gesprochener Name traf sein Ohr, wie der unbestimmte verworrene Ton eines Traumes.

Indeß gab die frische Seeluft, die kühl über seine Stirne strich, ihm seine Besinnung in etwas zurück, es schien ihm, als ob diese Stimme die Cora's sei, und als ob die Negerin aus der Tiefe des Abgrundes herauf, in den er sie hatte stürzen sehen, ihre Rettung verkündete.

Dieser Gedanke erweckte in ihm das Gefühl der Selbsterhaltung, welches bei dem Menschen so schwer zu tödten ist, und er versuchte sich aufzurichten; aber seine gelähmten Glieder verweigerten ihm den Gehorsam.

Die Rufe verdoppelten sich; die Stimm[e] Cora's flehte Eusebius an, zu ihr zu kommen bei dem Namen alles dessen, was ihm auf diese Welt theuer sei, bei seiner Frau und seinen Kinde. Ein plötzlicher Gedanke erleuchtete Euse bius mitten unter den Nebeln, die ihn umhüllten er warf sich auf den Rücken und gab sich a[n] dem Abhange des Berges der Schwere sein[es] Gewichtes hin. Aber diese letzte Anstrengu[ng] nahm den ganzen Rest seiner Kraft in Anspru[ch]

und als er die Spitzen des Felsens, über denen er hinabglitt, seinen Körper zerreißen fühlte, wurde er ohnmächtig.

Diese Ohnmacht währte nur wenige Augenblicke; ein lebhaftes Gefühl des Wohlbehagens und der Frische rief ihn zu sich selbst zurück; er öffnete die Augen und fand sich am Boden liegend neben einem Bache, der aus dem Felsspalt des Felsens hervorquoll; sein Kopf ruhte auf den Knieen Cora's, die sich selbst gegen den Fels lehnte, und nahe daran schien, das Leben auszuhauchen.

„Gerettet! Gerettet!" sagte die Negerin, indem sie die Hände faltete. „Verzeihe, Rakschase, daß ich an der Aufrichtigkeit Deiner Prophezeihung zweifelte!"

„Ja, gerettet," sagte Eusebius, „und gerettet durch Die, der ich das Leben rauben wollte; denn Deine Stimme war es, die mir den Entschluß einflößte, in diesem Spalt hernieder zu gleiten, der gegen die Dünste des Vulcans geschützt ist. Cora, meine Dankbarkeit gegen Dich wird ewig sein."

„Desto besser! O, jetzt mag der Tod kommen, da ich gewiß bin, Deine Flüche nicht mit in das Grab zu nehmen!"

„Der Tod! Du täuschest Dich. Wenn Du nicht gleich unter dem Stoße erlegen bist, so wirst Du leben."

„Nein, nein," erwiederte Cora, „in wenigen Augenblicken werde ich zu Dem zurückgekehrt sein, der uns seine Arme öffnet, welche Farbe auch unsere Haut haben möge. Deine Sorge ist nutzlos. Aber sei gesegnet für den Gedanken des Mitleids, der auf Deinen Zorn folgte, und der meine letzten Augenblicke versüßen wird. Vielleicht wird Dein Lohn für dieses Mitleid nicht auf sich warten lassen."

„Was willst Du sagen?"

„Rakschase ist gerecht; Rakschase ist groß; der mächtige Geist des Berges konnte sich nicht mit dem schmuzigen Barkasahem verbinden."

„Wohin zielst Du?"

„Rakschase spottet Derer nicht, die ihn mit inbrünstigem Herzen anflehen."

„Ich kann Dich nicht verstehen."

„Er muß unsere Schritte zu dem Orte geleitet haben, wohin Du wolltest; ich habe ihm mein Leben angeboten, wenn er gestatten wollte, daß Du aus den Eingeweiden dieses Berges die Steine nehmen dürftest, nach denen Du verlangst; ich sterbe und Rakschase kann uns nicht getäuscht haben. Wir müssen dem Orte nahe sein, wo unter dem klaren Wasser die Kiesel schlummern, die Dein Glück machen sollen."

„Unglückselige! Wieder sprichst Du von Diamanten? Wir sind in einem Abgrunde

ohne Ausgang, und wenn es uns nicht gelingt, den Abhang des Quevoupas wieder zu ersteigen und wir uns der Gefahr aussetzen, auf's Neue die vergiftete Ebene zu überschreiten, wie wollen wir dann von hier fort? Komm zu Dir, Cora, und höre auf, meine Leichtgläubigkeit zu verspotten, indem Du noch von den fabelhaften Reichthümern sprichst."

„Cora hat Deine Leichtgläubigkeit nicht verspottet, Herr; im Angesicht des Todes schwört sie es Dir; sie hat einen Fehler begangen, indem sie dem Barkasahem gehorchte, und Dir entgegenkam, um seinem Hasse zu dienen; aber es ist ebenso wahr, daß ich, sobald mein Blick Deinem Blicke begegnet war, wirklich die Liebe empfand, die zu erheucheln er mir befohlen hatte. Ich erkannte, daß mein Herz seinen König gefunden, und es ist wahr, daß ich zu den Füßen meiner todten Mutter die Steine angehäuft sah, von denen Du behauptest, daß sie so kostbar sind."

„Mein Gott! mein Gott!" rief Eusebius in einer schwindelnden Aufregung, „ist es nicht der Fieberwahnsinn, der sie so sprechen läßt? Sagt sie die Wahrheit?"

„Mir scheint, als hätten meine Augen schon einmal diesen Ort des Entsetzens erblickt; wenn meine Kräfte mich nicht verlassen hätten, so würde ich Dich, wie schwarz auch die Nacht

ist, sicher durch dieses Gewirr leiten, und Dich zu dem ersehnten Schatze führen."

„Nein, Du darfst Dich nicht rühren; jede Anstrengung, die Du machtest, würde Deine Kräfte erschöpfen und den Augenblick beschleunigen — o mein Gott, weshalb gab ich denn meinem Zorne nach? Weshalb habe ich Dich verwundet? Cora, ich gehe! Sprich, nach welcher Richtung soll ich mich wenden?"

Um Cora neu zu beleben, deren Stimme dem Erlöschen nahe schien, tauchte Eusebius sein Taschentuch in den Bach und benetzte ihr damit das Gesicht; dann richtete er behutsam ihren Oberkörper in die Höhe und lehnte den Kopf des jungen Weibes an seine Brust.

„Cora, komm zu Dir; suche Deine Erinnerungen zu sammeln. Ach, wenn ich diese Reichthümer besäße, so könnte ich Basilius trotzen! Cora, nach welcher Seite muß ich meine Schritte lenken?"

„Ach," sagte die Negerin, ohne Eusebius zu antworten, und als ob sie von einem neuen unbekannten Wohlbehagen ergriffen würde, „die Liebe ist stärker als die Materie; Deine Zärtlichkeit bezwingt den Tod. Seitdem ich Dich neben mir fühle, scheint es mir, als hätte mein Blut etwas von seiner Wärme wieder gewonnen und rinne auf's Neue durch meine Adern;

bleibe so, Herr, bleibe so. Wer auf Erden oder im Himmel könnte Anstoß an diesen Liebkosungen nehmen, welche die Hand des schwarzen Engels sogleich unterbrechen wird?"

Nach einem kurzen Schweigen fuhr sie dann fort:

„Du sprachst soeben von Gott; ich habe keinen anderen Gott, als Dich, Du machst für mich den Tag und die Nacht und wenn Dein Lächeln meine Thränen trocknete, fühlte ich mich so glücklich, wie man es nur in dem Paradiese der Erwählten sein kann."

Eusebius' Hand, welche die der Sterbenden hielt, antwortete auf diese Worte durch einen zärtlichen Druck.

„Hast Du mir verziehen, Herr?" fragte sie.

„Ja; aber kannst Du jetzt Deine Gedanken sammeln und mir sagen, nach welcher Seite ich meine Nachforschungen richten muß?"

„Glaubst Du jetzt, daß ich Dich nicht belogen habe?"

„Der Schatz besteht, doch die Augenblicke sind kostbar; Du mußt mir einige Andeutungen geben, die mich leiten können, nicht nur, um ihn zu finden, sondern auch, um aus diesem Abgrunde zu gelangen, der nichts anderes sein kann, als einer von den Kratern des Vulkans. Wenn Du mich wahrhaft liebst, Cora, so wirst Du sprechen.

— Einige Minuten werden mir genügen, um zu sammeln, was uns für immer reich und mächtig macht; — dann trage ich Dich auf meinen Armen fort; — die Wissenschaft gehört Dem, der sie bezahlt und ich werde sie so theuer bezahlen, daß sie Deinem Haupte den Tod, der Dir droht, abwendet. Du kannst noch lange Tage leben und glücklich an meiner Seite sein. Sage, willst Du das?"

„Bin ich nicht so schon glücklich?" erwiderte die Negerin, welche, indem sie Eusebius' Worte hörte, in eine Art von Extase verfallen war. „Die Stimme, die ich höre, scheint mir der Gesang himmlischer Geister zu sein, die mir entgegen kommen; Dein Herz, das ich klopfen fühle, macht meinen Körper in unendlicher Wollust erbeben. Ach, sei es der Tod, sei es das Leben, so fühle ich mich glücklich und ich verlange kein anderes Glück."

„Komm zu Dir, Cora; sprich mir von dem Schatze."

„Der wahre Schatz ist die Liebe; sie ist der einzige Schatz, den man über das Grab mit hinweg nimmt, der einzige, der unter Rosen die eisige Stirn des Todes verbirgt."

„Mein Gott, mein Gott, sie wird sterben, ohne daß ich etwas von ihr erlangt habe!"

„Cora, Cora!" rief er; „ich beschwöre Dich,

mir zu antworten! Wo ist der Bach? Wo sind die Diamanten?"

„Ja," fuhr die Negerin mit wachsender Ueberspanntheit fort, „die Liebe macht uns unsterblich; ich fühle das an meiner Aufregung, an dem Entzücken meiner Seele; wenn Du über die Erde schreitest, unter der ich schlafe, wird meine Seele bebend erwachen und meine Gebeine werden erzittern, wie jetzt."

Eusebius empfand Schwindel; eine Art Wahnsinn bemächtigte sich seines Gehirns, das schon durch die Erschütterungen geschwächt war, die er seit einigen Stunden zu erdulden hatte.

Bei den letzten Worten Cora's hatte seine Habgier sich mit neuer und unbezähmbarer Gluth belebt; er zweifelte nicht mehr; eine Art Vision zeigte ihm den Schatz wenige Schritte von ihm entfernt; er fühlte, er sah ihn, und es schien ihm, als ob ein Wort Cora's ihn in seine Hände bringen könnte.

Seine Ungeduld, ihn zu ergreifen, raubte ihm jede Ueberlegung; er wurde von einer wahnsinnigen Wuth gegen die Negerin, gegen den Tod selbst ergriffen, indem er daran dachte, daß er, dem Ziele so nahe, es dennoch verfehlen könnte.

Er war vor der Negerin niedergekniet und hielt deren Kopf in seinen verschlungenen Händen. Ihre Gesichter berührten sich beinahe.

„Ja," entgegnete Cora, „ja, so ist es besser; so bist Du mir näher und Dein Mund kann den letzten Seufzer Derjenigen empfangen, die Dich so sehr geliebt hat!"

„Was kümmert mich Deine Liebe! Das ist es nicht, was ich von Dir will; antworte auf das, was ich Dich frage."

„Verzeihe Herr, verzeihe; es schwebte eine Wolke vor meinen Augen, aber auf dieser Wolke sehe ich noch immer Dein geliebtes Bild, welches mich zu Dem begleiten wird, zu dem ich gehe."

Eusebius sah wohl, daß er von der Sterbenden nichts mehr erlangen würde; er ließ den Kopf der Negerin sinken, so daß er mit einem dumpfen matten Tone auf den Fels schlug, und setzte sich auf einen Stein des Baches, indem er finstere sorgenvolle Blicke umhergleiten ließ.

Dieser Bach floß, wie wir bereits sagten, auf dem Boden eines Abgrundes zwischen zwei ungeheuren Felswänden, in die ein furchtbarer Krampf des Berges den Spalt zerrissen hatte.

Hundert Schritt von dem Orte entfernt, an welchem er sich befand, schloß eine dieser beiden Granitmauern sich wieder an den Berg an, dessen Grundlage sie bildeten; die andere stieg in einer gezackten Spitze zum Himmel empor, und senkte sich dann zu den Schatten der Ebene hinab. Was aber Eusebius bisher

in der Dunkelheit nicht hatte bemerken können, war, daß der Abgrund in dieser Entfernung endete. Zwischen den beiden schwarzen Riesenwänden und durch deren gähnende Oeffnung, bemerkte er jetzt eine glühende Linie, von welcher rosige Strahlen ausgingen, die sich in Streifen über den blauen Himmel verbreiteten. Das war die Morgenröthe. Er hörte das Murmeln des Baches, welcher in einzelnen Absätzen am Ende der Schlucht niederstürzte. Das war der Ausgang aus dem Abgrunde.

Er eilte zu diesem Spalt und zwanzig Schritt unter sich bemerkte er die kleine Fläche, die Cora ihm so gut beschrieben hatte, und auf dieser folglich das Becken, welches der Bach, indem er von dem Fels herabstürzte, sich gebildet hatte.

„Der Diamantenbach!" rief er.

In demselben Augenblick fiel ein Strahl der Sonne schräg zwischen den beiden Felswänden herein, gerade auf das Wasser, welches zu den Füßen des Holländers sprudelte, und unter dem durchsichtigen Quell funkelten tausend Lichter in dem Strahl des Feuers.

Eusebius' Aufregung war so groß, daß er taumelte; seine Knie wankten, als sollte er niederstürzen. Aber der Anblick der Schätze, welchen jeder Augenblick ihm entdeckte, gab ihm seine

Besinnung zurück, und er stürzte sich auf die kostbaren Steine, als ob er gefürchtet hätte, sie möchten ihm doch wieder entrinnen. Mit vollen Händen aus dem Becken schöpfend, setzte er seine Ernte mehrere Minuten lang fort, indem er den Lauf des Baches aufwärts ging und neues Freudengeschrei bei jedem neuen Diamanten ausstieß, den er denen hinzufügte, welche sich in seinen Händen befanden.

Eine schwarze Masse, welche das Bett des kleinen Baches versperrte, hielt ihn auf; er erhob die Augen und erkannte Cora.

Die Negerin machte keine Bewegung mehr. Ihr Kopf lag auf dem Steine, auf welchen Eusebius ihn hatte niederfallen lassen; ihre Lippen waren weiß und halb geöffnet. Er richtete auf sie einen Blick des Mitleids; aber in diesem Augenblicke trafen seine Augen auf die ihrigen; ungeachtet des Todes schienen diese Augen ihm noch zu folgen und er erkannte in ihrem feuchten Sterne den Ausdruck leidenschaftlichen Schmachtens, den er so oft an Cora bemerkt hatte.

Mitten in der Todesstarrheit des übrigen Gesichts hatte der Blick der Negerin das Leben bewahrt; er sagte: „Herr, ich liebe Dich;" er drückte die Glut der Wollust aus.

Eusebius versuchte sich umzuwenden, aber eine übermenschliche Macht führte ihn gegen seinen Willen immer wieder zu der Betrachtung zurück, und unwillkürlich fühlte er, wie dieser Blick in seine Seele eindrang, wie sein Blut in seinen Adern zu sieden begann.

Sein Herz, welches durch die ungeheure Freude über seinen Fund schon erschüttert war, schmolz jetzt; er fühlte sich von einem zärtlichen, innigen Mitleid für Die ergriffen, die er getödtet hatte; er ließ die Diamanten fallen, mit denen seine Hände angefüllt waren.

„Cora!" rief er, indem er sich zu den Füßen seines Opfers niederwarf, „Cora, Cora, jetzt ist es an mir, Dich um Verzeihung zu bitten! Cora, wenn Du wahr gesprochen hast, wenn die Liebe die Vernichtung unserer Hülle überlebt, so möge ein Zeichen dieses Körpers, den Deine Seele verlassen hat, mir sagen, daß Du

keinen Haß gegen mich mit hinweg genommen
hast."

Mehr und mehr dem zauberhaften Einflusse
des sonderbaren Blickes der Negerin erliegend,
fuhr er fort:

„Nein, Du kannst nicht todt sein; dieser
so vollkommene Körper, diese so liebende Seele
konnten sich nicht von einander trennen; ja
sprich zu mir, oder sieh mich nicht so an. Cor
komm zu Dir!"

Der Unglückliche hob den starren Körpe
der Sclavin auf, und versuchte ihn an sein
Brust zu erwärmen.

„Mein Gott, wenn man bedenkt, daß i
soeben noch Deine Stimme hörte! Weshalb ha
ich Dich verlassen? So lange ich bei Dir g
wesen wäre, würde Deine Seele sich nicht en
schlossen haben, zu entfliehen! Aber es muß e
Mittel geben, Dich in das Leben zurückzurufen

Und wie von einer plötzlichen Eingebu
ergriffen, heftete Eusebius seine Lippen auf
seines Opfers.

„Ja," rief er, „diesen Kuß, den Du so f

ersehntest, kann Dein Mund dem meinigen nicht verweigern; Cora, laß mir nicht die Reue darüber zurück, Dir das Leben geraubt zu haben! Cora, Cora, komm zu Dir und höre, wie meine Stimme Dir sagt: ich liebe Dich!"

Eusebius hatte diese Worte noch nicht ganz ausgesprochen, als ein schneidendes Gelächter über seinem Kopfe ertönte. Er hatte dieses Lachen unter so schmerzlichen Umständen gehört, daß er Den, von welchem es herrührte, erkannte, noch ehe er die Augen erhoben und Nungal bemerkt hatte, ebenso gekleidet, wie er es an dem Tage gewesen, als er an der Mündung des Tjiliwong in seiner Tracht als malayischer Pirat mit ihm sprach.

„Du! wieder Du?" schrie er.

„Ja," erwiederte der Malaye. „Ich überlasse nicht Andern die Sorge, mich zu überzeugen, daß ich Schritt für Schritt wieder in den Besitz meines Eigenthums komme. Diesmal, Eusebius van der Beek, wirst Du Dich, wie ich hoffe, nicht bitten lassen, den Willen Deines theuren Onkels Basilius zu erfüllen, sonst würde

ich gezwungen sein, zu sprechen. Wenn ich diesem Dolche glauben darf, den ich am Saume des Quevoupas-Gebietes fand, so ist hier ein Mord begangen worden, und das könnte Dir mehr als 600,000 Gulden kosten."

Eusebius hörte weiter nichts; halb wahnsinnig vor Schrecken lief er der Mündung des Abgrundes zu, sprang von der Felsfläche hinab, auf der die Mutter der armen Cora einen so entsetzlichen Tod gefunden hatte, und setzte seinen Lauf gegen die Ebene fort, ohne zu bemerken, daß er in der Hand der Negerin, die sich über seinen Fingern krampfhaft zusammengezogen, den kleinen silbernen Ring zurückgelassen hatte, welcher dem gleich war, den seine Frau trug und den diese eines Tages mit so vielem Stolz dem Notar Maes zeigte.

Schluß des zweiten Bandes.
